

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Roulette	117
Die haager Mausfalle. Von Karl von Thaler	131
Schulzerform im Eisenhaus. Von Heribold Otto	136
Repliken. Von Haufser, Frau Overdick, Frau Hörster-Niehoffe, Peter Haß	139
Gedichte. Von Hans Böhm	147
Bodenkreditanstalten. Von Labon	151

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.

7913 Kasse u. Effektenabteilung.
7914
7915 } Kuxenabteilung.
7916

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 8-5 Uhr.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW. Königgrätzer Str. 110c.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Allgemeine Ausstellung

von

Erfindungen der Klein-Industrie

(räumlich kleiner Erfindungen)

Berlin 15. Juni—15. Sept. 1907. Ausstellungshalle am Zoologischen Garten.

Platzverteilung in der Reihe der Anmeldungen.

Prospekte u. alle andere Auskünfte durch die Geschäftsstelle der Ausstellung:
Berlin, Hardenbergstrasse.

Ehrenkomitee und Arbeitsausschuss:

Generaldirektor **Ballin**, Hamburg-Amerika-Linie; **Freiherr von Brandenstein**, Direktor der Deutschen Waffen- u. Munitionsfabriken; Kommerzienrat **Georg W. Säxenstein**; **Prof. Dr. Busley**, Geheimer Regierungsrat; **Richard Ermeler**, in Fa. Wilhelm Ermeler & Co.; **Prof. Dr. Flamm**, Geheimer Regierungsrat; **Carl Gause**, Kgl. Baurat; **M. Geitel**, Geheimer Regierungsrat, I. Schriftführer der Polytechnischen Gesellschaft; **L. M. Goldberger**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Max Hamburger**, Prokurist der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft; Geheimer Regierungsrat **Dr. Heisecke**, Direktor der Königlichen Porzellan-Manufaktur; Kommerzienrat **Henneberg**; Fabrikdirektor **E. Heisecke**, Gasmotorenfabrik Deutz (Rhein); **Dr. Paul Jeserich**, I. Vorsitzender der Polytechnischen Gesellschaft; **Dr. Martin Kallmann**, Stadt-Elektriker und Privatdozent, Berlin; Kommerzienrat **Heinrich Kleyer**, Frankfurt a. Main; **Prof. Dr. A. Korn**, München; **J. Löwe**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Levin Störling**, Assese a. D.; **Prof. Dr. A. Mlethe**, Geheimer Regierungsrat; **Oscar Oliven**, Direktor der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Berlin; Syndikus des Deutschen Werkmeisterverbandes **Dr. Heinz Potthoff**, M. d. R.; **Louis Ravené**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Ernst Schön**, Kaiserlicher Regierungsrat; **Dr. Eduard Simon**, Kommerzienrat, i. Fa. Gebr. Simon; **Dr. Stresemann**, M. d. R. Syndikus des Verbandes Sächsischer Industrieller; **Albert Willner**, Direktor der Ausstellungshalle G. m. b. H.; Geheimer Kommerzienrat **Wirth**; **Prof. Dr. Otto N. Witt**, Geh. Regierungsrat.



Berlin, den 27. April 1907.

Roulette.

Pair et impair.

Albert Honorius Karl Fürst von Monaco, Herzog von Valentinois, Marquis des Baux, Graf von Carlades, Baron von Buis, Sire de Saint-Remy et de Matignon, Graf von Lhorigny, Baron von Saint-Lô und La Luthumière, Herzog von Estouteville, Mazarin, La Meilleray und Mayenne, Fürst von Château-Portien, Graf von Ferrette, Belfort, Lhann und Rosemont, Baron von Altkirch, Herr von Isenheim, Marquis von Guiscard, Stipendiat der Spielbank und der Lupanarien von Monte Carlo, Durchlaucht, hat noch mehr Glück als Verstand. Wenn er sein Leben im Deutschen Reich gelebt hätte, wäre er längst wegen Gestattung von Glücksspielen (§ 285) und wegen eigenmächtiger Duldung unzüchtigen Verkehrs (§ 180 St G B) vor Gericht gestellt, ohne den Rechtsanspruch bürgerlicher Ehre ins Gefängniß geschickt und zum Verzicht auf den hohen Zasterzins gezwungen worden. Da er Chef des Regierendenhauses Goyon de Matignon-Grimaldi (das schon von Lessing ein schlechtes Sittenzeugniß bekam) ist, über ein Gebiet von einundzwanzig Quadratkilometern herrscht und einem Kriegsheer von siebenzig Mann befiehlt, durfte er zehn Tage lang im Haus des Deutschen Kaisers wohnen, von früh bis spät mit Wilhelm zusammensein und schließlich den Hohen Orden vom Schwarzen Adler heimtragen. Der ist am am siebenzehnten Januar 1701, in einer dunklen, künstlich nur von Bengalfener erhellten Stunde preussischer Geschichte, gestiftet worden; als, nach Dankelmanns, des unbequem Selbständigen, Sturz, der Kuppler Kolb von Wartenberg die Geschäfte führte, das Erbe des Großen Kurfürsten verschleudert wurde und, während im Westen Weltmachtfragen die

Antwort gesucht und für ein Jahrhundert gefunden ward, am berliner Hof der drei großen Wehs fremde Abenteuerer den Ton angaben und mit den Günstlingen und seidenen Buben Seiner Majestät bunte Prunkfeste feierten. Das hellblaue, achtpisigige Kreuz mit den vier schwarzen Adlern, das Orangeband, der Silberstern mit der Devise *Suum cuique* ist das höchste Ehrenzeichen geblieben, das der König von Preußen zu verleihen hat. Nur großes und dauerndes Verdienst soll er belohnen. Als in Nikolsburg die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, bekamen ihn Moltke und Roon; nach zwei siegreichen Kriegen. Jetzt hat ihn Albert Honorius von Monaco bekommen. Der Selbstherrscher und Entremetteur war bisher nur spanischer Kapitän zur See, Ritter des Seraphimenordens (den Nölar, der entthronte Poet, ihm, nach dem Genuß monegasischer Gastfreundschaft, als Xenion zurückgelassen hatte) und natürlich, als Vasall und Agent Frankreichs, der Ehrenlegion. Nun läßt er sich den rothen Sammetmantel anmessen und harret stolz der Stunde, da der Deutsche Kaiser, als Großmeister, ihm die Accolade giebt. Man hat Wiße darüber gemacht. Den neuen Preußenritter Zeronissimus genannt; prophezeit, er werde nächstens, da man ihm ein Regiment nicht verleihen könne, à la suite der Spielleute eines Leibregimentes gestellt werden; gesagt, die Sterndevise solle in diesem Fall offenbar andeuten, daß der Spielhöllenfürst gewohnt sei, Jedem das Seine abzunehmen. Niedlich. Ist die Sache aber nicht verdammt ernst? Prinz Friedrich Heinrich von Preußen mußte, weil er an erblicher Perversion des Geschlechtstriebes leidet, auf die Herrenmeisterschaft im Johannerorden verzichten. Gilt für das Kapitel des Schwarzen Adlers mildere Sägung? Da sitzt mindestens Einer, dessen *vita sexualis* nicht gesunder ist als die des verbannten Prinzen. Soll nun Einer sitzen, der den geräumigsten Hazardsaal und den größten Hetärenmarkt Europas duldet und reichen Gewinn daraus zieht. Die Befugniß, Orden zu verleihen, ist ein unantastbares Kronrecht der Majestät; solls auch bleiben. Mußte Dies sein? Im alten Preußen wäre gewiß wenigstens ein Aufrechter gewesen, der sich nicht neben Albert Honorius ins Kapitel gesetzt und, nach dieser Verleihung, das hellblaue Kreuz zurückgeschickt hätte. Heute sucht ihn ringsum das Auge vergebens.

Findet dicht daneben aber andere Weide. Daß die französischen Komponisten und Theaterleute Orden erhalten würden, war zu erwarten. Doch wir erfuhren viel mehr. Zwei pariser Sängerrinnen dritten Ranges wurden zur Abschiedsaudienz ins Schloß besohlen. Die übrigen Mitglieder (wenn man die nur für eine kurze Saison Verpflichteten so nennen darf) des Startheaters vom Kaiser, der jeder Vorstellung vom Anfang bis zum Ende bewohnte, allabendlich durch Ansprachen ausgezeichnet und enthusiastisch gelobt. (In Hau-

nover waren die Durchreisenden, auf Allerhöchsten Befehl, von den Spitzen und Stützen des zweiten preussischen Hoftheaters auf dem Bahnhof begrüßt und mit Seft gelobt worden.) Herr Raoul Gunsbourg, an der Reme schlichter Reb Günzburg genannt, der früher in russischen und deutschen beuglants Sargoncouplets vortrug und jetzt Manager der montecarlinischen Gastbude ist, wurde vom Kaiser empfangen, während oder nach der Vorstellung oftangesprochen, zum Frühstück geladen und mit dem Kronenorden Zweiter Klasse dekoriert. Der krönt sonst des Lebenswerk erfolgreicher Forscher, Künstler, Geschäftskapitane. Manchmal. Fontane, nach Kleist der preussischste Dichter, hatte ihn als Siebenziger, Haedel, Thyssen, die feinsten Bankpioniere haben ihn nicht. Als der alte Rosegger ihn erhielt, wurde die „hochherzige That“ Wilhelm gerühmt. Wenn der Meister Max Liebermann ihn zum sechzigsten Geburtstag beläme, gäbe es eine Sensation und bei den Antisemiten sicher lauten Aerger. Herr Raoul Gunsbourg hat ihn; hat beim Kaiser gefrühstückt und geraucht: und Alldeutschland schweigt. Fragt, in trüber Erinnerung an Stanley, Stoeffel, Armour, Vanderbilt und manchen anderen Sunstempfänger, leise nur, ob solche Entweihung höchster Gnadenbeweise der Monarchie wohl nützen könne. Auch aus den Gesprächen hörten wir Allerlei. Als der greise, längst impotente Deutschenhasser und Wagnerschmäher Saint-Saëns, der süßliche Parfumskomponist Massenet, der Orchesterstümper Leroux und Monsieur Gunsbourg vor ihm standen, sagte Wilhelm, er habe nie zu hoffen gewagt, so hochragende Riesen (de tellessommités) in Berlin begrüßen zu können. Das Kompliment wurde geklärt; und im wirksamsten Hofstilerwidert. „Ragen unsere Häupter auch hoch, so sind wir neben Eurer Majestät doch nur, was ein Alpengipfel neben dem Himalaja ist“. Eine andere Antwort war möglich. Wenn der Deutsche Kaiser sich jeum Bruckner oder Brahms bemüht, Strauß, Humperdinck, Mahler, Weingartner, Schillings an seinen Tisch geladen hätte, würde er die pariser Mittelmäßigkeiten nicht wie Gebirgsgipfel anstaunen. Ehrt deutsche Meister! Die französische Musik up to date hat uns nichts zu sagen; sie lebt, seit Bizets Tod, von dem aus Deutschland und aus Italien, von Wagner und von Verdi, Empfangenen. Die Große Oper hat Meyerbeer, die Operette Offenbach den Franzosen geschenkt. Die unverwelklichen Gaben des gallischen Kunstgenies reiften in unserem Jahrhundert auf dem Felde der Malerei und Skulptur. Wer die aber bewundert, in Courbet und Corot, Manet und Monet, in dem feinen Degas und dem Alumsfasser Rodin Psadfinder sieht, treibt nach der Meinung des Kaisers ja wohl Kinnsteinkunst. „Was mir gefällt, was ich lobe und in meinem Theater aufführen lasse, wird schon des halb von den Berlinern heruntergerissen“. Das ist, als Ausspruch Wilhelms, in allen Zei-

tungen Europas veröffentlicht worden. Der Kaiser irrt. Ohnet und Ganghofer, der Maler Werner und der Bildhauer Lessing, Charleys Tante und Husarenfieber, der Dom und die Puppenallee, die Dichter Lauff, Blumenthal, Kadelburg, Condottieri und Hund von Baskerville: das Alles hat auch in Berlin ein großes Publikum. Sogar die Garniernachahmung des Herrn Genzmer, der Schinkels Hoffhausspielhaus so barbarisch verunstaltet hat, daß es für ernste Kunst nicht mehr brauchbar ist, findet da noch Beifall. Nur giebt's freilich Leute, die meinen, der Kaiser, der die moderne Malerei und Plastik, das moderne Drama und die moderne Theaterkunst nicht kenne, dürfe für das Urtheil seines Privatgeschmackes nicht allgemein gültige Rechtskraft heischen. „Die neudeutsche Musik ist unausstehlich; trop compliquée, décadente, perverse“. Ich gehöre nicht zu den Adoranten des Herrn Richard Strauß; glaube aber, daß seine „Salome“ (die der Kaiser, trotzdem sie im Hofopernhaus aufgeführt wird, noch nie gehört, schon oft aber schroff getadelt hat) im Urtheil Sachverständiger, auch konservativer, thurmhoch über der „Herodias“ des Herrn Massenet steht (mit der die Berliner nun beglückt werden sollen). „Sardou ist ein großer Dichter“. Und Herr Hauptmann nicht des Schillerpreises, Herr von Villenron nur als invalider Offizier eines fargen Gnadensoldes würdig. „Gesang, Spiel und Inszenirungen der Monte Carlo-Oper sind über jedes Lob erhaben; unsere Sänger, Schauspieler und Regisseure könnten viel von Ihnen lernen“. Wirklich? Die deutsche Operbühne hat Albert Niemann gehabt und hat heute noch Lilli Lehmann (die man mit Pattihonoraren nach Amerika locken möchte, im berliner Opernhaus aber nicht singen läßt); die Dirigenten Richter, Mahler, Weingartner, Strauß, Nottl, Schuch; bewahrt als kostbares Erbe die Regieleistungen der wiener, münchener, dresdener Hoftheater und der berliner Komischen Oper; und könnte, ohne sich schmählich zu erniedern, den Schaubudenwundern der Montecarliner keinen Raum gewähren. Was brachten Albert und Raoul uns denn? Den genialischen Russen Schaliapin; einen begabten pariser Tenoristen; den schon etwas müden Gesängskünstler Renaud, der sich an dem größeren Muster der Faure und Maurel flug und fleißig gebildet hat; und einen beweglichen italienischen Spielbariton. Die Vier konnte auch ein Agent ohne Fürstenhut und Seraphimenorden zu Gastspielen miethen. The rest is silence. Duzenddirigenten und verblichene Stars. Der Kaiser ist weder im Deutschen noch im Lessing-Theater gewesen, hat weder die Kammerspiele noch die Komische Oper gesehen. Weiß also nicht, was auf deutschen Brettern geleistet wird; wüßte ers, dann wäre ihm nicht der Glaube entstanden, aus Monte sei für unsere Spielkunst Etwas zu holen. Mußte das Alles laut gesagt werden? Fritz von Preußen hatte (Gottsched hörte aus seinem Munde das

Wort) „von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen“; sah in Goethes *Woch* une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, in Gottfrieds *Tristan* und in dem *Nibelungenlied* „elendes Zeug, das keinen Schutz Pulver werth ist und das ich in meiner Büchersammlung nicht dulden, sondern herauschmeißen würde.“ Neben ihm lebten Gottsched, Gellert, Gleim, Lessing, Klopstock, Oswald Kleist, Rabener, Sehner, Winkelmann, Kant, Hamann, Wieland, Leibniz, Herder, Mendelssohn, Moeser, Lavater, Lenz, Goethe, Schiller, Johannes Müller und Bürger. Der König aber fand, noch habe der Deutsche keine Literatur, die sich sehen lassen könne, noch nicht einmal eine Sprache, in der eine lesenswerthe Literatur zu schaffen sei. So arg irren durfte nur Fritz. Er hat Schlessen erobert und das neue Preußen geschaffen.

Die Fremden waren natürlich entzückt Ihre Opernvorstellungen waren leer geblieben und von der Kritik fast ohne Ausnahme geladelt worden; doch den Kaiser dünkten sie über jedes Lob erhaben. Raoul raste. Fries das Oberhaupt deutscher Nation in west-östlichen Lauten. „L'érudition de cet homme! Was soll ich Ihnen sagen? Er weiß und kennt Alles (was Raouls Urtheilssphäre umfängt). Und unseren Berlioz hat er einen Klassiker genannt; ihn einen Romantiker zu nennen, sei, meint er, der reine Unfinn.“ Auch die Komponisten (die schon beim ersten Empfang mit der Anrede *Chef Saint-Saëns*, *Chef Massenet* begrüßt worden waren) sparten die Superlative nicht; nuancirten ihr Lob aber feiner als das Balkanmännchen. „Der Kaiser hatte sich vorgenommen, uns zu bezaubern, und hats erreicht.“ (Dem Holzbock haben sie zugerannt, auch von „Vitruve, dem genialen Architekten der Renaissance“, sei die Rede gewesen. Gemeint ist Vitruvius Pollio, der unter Julius Caesar und Octavian Feldbaumeister war und die zehn Bücher *De architectura* schrieb. „*Vor coram publico*“ und „*Dantes commedia dell'arte*“, „*Gayarre* und *Vitruve*“: *Qousque tandem*, *Scherle*, *abutere patientia nostra*? Vor zwei Jahren schon, am zweiten April 1906, habe ich im Berliner Lokalanzeiger die Sätze gelesen: „Zu den Eidechsen-Parasiten aus der Familie der Becken gehört auch der bekannte Holzbock. Wie Dieser, saugen sie sich an ihrem Opfer fest. Man muß die Becken, wenn sie dicker werden, mit Del oder Petroleum betupfen, wodurch sie absterben. Da die Becken ein sehr zähes Leben haben, muß das ganze Terrarium gründlich gesäubert werden.“ Danach durfte man hoffen. Koch aber saugt der Holzbock sich an seinen Opfern fest. Und ward er längst allzu dick. Laß endlich tupfen, Augustus, und das Terrarium säubern.) Erfreuen konnte der Anblick den Deutschen nicht. Albert Honorius schenkt zum Bau eines Franzosenhospitals dreihunderttausend Francs: und bekommt den Schwarzen Adler. Raoul Gumbourg die Preußenkrone Zwei-

ter Klasse: und singt dem Kaiser Loblieder. Fremde Mediolvität heisst Ehr ein, die den stärksten germanischen Künstlern versagt ist. „Ninge, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit! Beides gelang Dir; doch nie glückte der gallische Sprung.“ Schillers Wort ist vergessen. Französisches Prunkopernwesen wieder, wie in alter, unseliger TheilfürstENZEIT, von der Hofgunst als Muster empfohlen. Ibsen und Nießsche, Keller und Böcklin sanken ungeehrt ins Grab. Saint-Saëns und Massenet, Leroux und Gounsbourg speisen am Tisch des Kaisers. Herr Comte hat diesen Triumph seiner Regiekunst nicht mehr erlebt; er ist, vor Cambons Einzug, aus der berliner Botschaft abberufen worden und wird („Il a bien mérité de sa patrie“) selbständiger Chef einer Mission. Sein Freund Philli aber (dessen Namen der Hofbericht merkwürdig ungern nennt) durfte sich am Neroberg, wo der Kaiser ihm die Franzosenzeit wohl geschildert hat, des leis errungenen Sieges freuen.

Wir halten bei der Theaterpolitik. Gleich nach Monsieur Gounsbourg kam Mr. Beerbohm Tree. Der ist nicht, wie die berlinische Intelligenz wähnt, Englands erster Spieler und Regisseur, sondern ein Nachahmer der szenischen Künste des jüngeren Kean; und galt, so lange Sir Henry lebte, im öffentlichen Urtheil neben Irving nicht mehr als bei uns Herr Barnay neben Herrn Reinhardt. Als Spieler ist er ohne jede schöpferische Begabung, kann sich nicht von fern auch nur der schwächtigen Feinheit des Herrn Forbes Robertson vergleichen, hat sich durch Fleiß und schlaue Beherrschung des Bretterhandwerkes aber einen populären Namen gemacht. Als Regisseur holt er mit unbeirrbarem Blick aus jedem Weltgedicht Shakespeares das Melodrama heraus, das drin steckt (alles Andere interessiert ihn nicht), pußt es für den Massengeschmack müder, blasirter Geschäftsleute und umwickelt es mit den beliebtesten Tongespinnsten aus allen Herren Ländern. Horrible! Most horrible! Der Text (so weit er bequem zu brauchen ist) von Shakespeare, die Musik von Wagner oder Weber, Verdi oder Sullivan, Nicolai oder Henschel, die Dekorationen von Alma Tadema oder einem anderen majestätischen Akademiker, Gewand und Geräth aus der besten Werkstatt: Das muß gefallen. Gestiel auch in Berlin der Mehrheit. Für den alten Ruhm britischer Spielkunst wars dennoch eine Niederlage; doch ein Sieg angelsächsischer Physis. Nie sahen wir so viele kräftige, schöne Menschen von nobler Haltung, Männer und Frauen, auf einer Bühne vereint. Daß die besten Mimen nur Halbtalente waren, verdarb uns die Freude nicht ganz. So ist unser Volk: rieß aus den leuchtenden Blicken der Britenkolonie; und ihr Stolz hatte Grund. Orden, Audienzen, Einladungen zu Hof gabs nicht; trotzdem auch Herr Tree bei dem Unternehmen viel Geld zugefetzt hat, schwerer erpieltes als Grimaldis seliger Erbe, und dem Kunstgelände immerhin näher

kam als Raoul, der Balkanbarnum. Doch der Kaiser hatte für Trees ersten Abend die Uniform des britischen Heeres, für den dritten den Rock des britischen Admirals angezogen: und wollte damit wohl zeigen, daß er auch dieses Gastspiel als politischen Vorgang nehme. Leicht hat er sich in den Tagen der Invasion nicht gemacht. Am zwölften April sah er morgens, mit seinem mongolischen Hausgast, die Generalprobe eines neuen Wildenbruchstückes, hatte mittags die pariser Theaterleute bei sich zu Tisch und hörte abends vier Stunden lang Herrn Trees Richard den Zweiten säufeln und winseln. (Elisabeth liebte dieses Königsdrama nicht. Kein König kann je oft genug hören. Richard ist, ob er noch so leichtsinnig auch mit seinen Mignons tändelt und prahlt, das Reich wie ein feiltes Pachtgut verpfändet und durch schimpfliche Verträge der Selbständigkeit beraubt, kein schlechter Kerl. Sobald das Unglück ihn in strenge Sinnendiät zwingt und ihm die gewohnte Schmeichelfrost rauch verjagt, strahlt der angeborene Adel seines Wesens durch den zerklüfteten Plunder. Nur die Rechte aber, nicht die Pflichten seines hohen Amtes hat der Thronende erkannt. Dem Volk wollte er Führer sein: und nahm sich doch nicht die Zeit, das Volksbedürfnis zu erforschen. Auf jedem Gebiet wollte er das Wohl und Weh, Gewinn und Verlust kündende Machtwort sprechen: und ist auf keinem Gebiete doch heimisch, des rechten Weges bewußt geworden. Er fühlt die Unsicherheit seines Urtheils und flüchtet unter das Hofgesinde, das am Wink seines Auges hängt und ihn hündisch umwedelt. Kein Widerhall der Wirklichkeit dringt in sein Ohr. Und da er durch gemehrten Glanz den Schein der Macht wahren will und dem Gehudel glaubt, daß eine Welt von ihm, als dem Heiland, Erlösung hofft, bricht die dünne Säule, die sein Gottähnlichkeitwahn erklettert hatte, und er stürzt, nur von einem Stallknecht beweint, in die Tiefe. Die Tragödie der Monarchenverziehung, die nach drei Jahrhunderten noch nicht unmodern geworden ist. Mark, silent king, the moral of this sport.) Theaterpolitik von Gottes Gnaden. Für England ist nicht so viel gethan worden wie für Frankreich. Freilich kommt noch der Lord-Mayor von London; kommen (wenn die berliner Papierkanonade sie nicht abschreckt) nächstens die englischen Journalisten. Also weiter im Blütenpiel. So hell, so süß und dennoch laut wie in den Carlinertagen klingt uns das Lied wohl nie wieder.

Zéro.

Hat der Lockruf der Schalmei uns Freunde gewonnen? Alarmschüsse haben ihn übertönt. Und die Schreiber, die, auf Kommando, zur Beschwichigung der Erschreckten ausrückten, sandten, dem Reich zum Heil, nirgends Gehör. Auch Herr von Tschirschky und Bögendorff hat die Franzosen bewirthe.

Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär im Auswärtigen Amt: da ist doch wohl über hohe Politik geredet worden? In der französischen Presse war's angedeutet. Frühstück bei Pichon, Frühstück bei Tschirsky: dazwischen théâtre paré (so heißt's in Berlin). Was Herr Pichon kann, darf und will, kümmert uns nicht; er ist das Werkzeug Clemenceaus, also Eduards. Unseren Mann aber haben wir an der Arbeit gesehen. Im Juni 1906, nach Algésiras und der Mensurdepeche, antwortete er im Reichstag auf die Frage des Abgeordneten Bassermann, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne“: „Der Kaiserlichen Regierung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen. Es ist selbstverständlich die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik, solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in etwas verschärfter Form zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Werth hin zu prüfen und sie in den Kalkül der Politik einzustellen. (Wörtlich.) Dieses vorausgeschickt, erkläre ich, daß die Regierungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem Italienischen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die bündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regierung in dieser Richtung empfangen... Man hat der bevorstehenden Kaiserreise nach Schönbrunn einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und des Ziels dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen. Wir haben gar keine Veranlassung zu irgendeiner Demonstration gegenüber einem dieser Länder. Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken. Die Kaiserliche Regierung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird, mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend, ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Pressmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen.“ (Ich gebe den Wortlaut des amtlichen, stenographirten und korrigirten Berichtes und frage, heute wie im vorigen Brachmond: Kann ein Mann, der in vorbereiteter Rede so schamlos unklar spricht, klar denken?) Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt (genau das Selbe hatte der Kanzler 1904 von der franko-

Britischen entente cordiale behauptet, die uns dann vor die Gefahr eines ohne Bundesgenossen gegen zwei Fronten zu führenden Krieges stellte); und der Ausdruck der Freude darüber, daß deutsche Bürgermeister und Stadtverordnete in England „so warm aufgenommen worden sind“. Das Parlament, das in ernster Stunde solches Gerede so kühl hinnahm, hatte das Lebensrecht und den Anspruch auf Achtung verwirkt. Dann kam die Spektakelreise nach Italien („mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend“). Viel Lärm um nichts. Der Hosterwiger schnitt seinen Namen in die Weltesche, brachte außer dem Spitznamen Carlino aber nichts heim. Und die Kaiserliche Regierung mußte, trotz allem Selbstvertrauen, endlich nun erkennen, daß „die Basis ihrer Politik, das mitteleuropäische Bündniß“, unhaltbar geworden war. Noch immer nicht? Nach dem Staatssekretär ging der Kanzler ins Land der Goldorangen. Wurde wegen mangelnder Sprachkunde („L'italiano di Bülow“) von Blasernas Freunden öffentlich böß bespöttelt und konnte nach der Rückkehr aus Napallo im Secolo ungemein deutliche Sätze lesen. „Die neue politische Gruppierung hat in Europa, am Vorabend der haager Konferenz, eine neue Situation geschaffen. Die erste Wirkung haben wir in Algiras gesehen; die nächste werden wir im Haag sehen. Die deutsche Presse muß sich mit der Thatsache abfinden, daß heute, trotz dem offiziellen Bündniß mit Oesterreich und Deutschland, die ganze Sympathie der Italiener den Briten und den Franzosen gehört. Der König von England hat Italien das ‚bestreundete und verbündete Reich‘ genannt. Auch wenn dieses Bündniß nicht auf einem geschriebenen und gestempelten Vertrag beruht, hat es für uns viel mehr innere Wahrhaftigkeit und äußeren Werth als das andere, auf papierne Protokole gestützte.“ (Il Secolo vom sechzehnten April 1907.) Ein ansehnlicher Reiserfolg. Inzwischen war auch der Staatssekretär zu Haus nicht müßig gewesen. Hatte in der Budgetkommission des Reichstages so staatsmännisch geredet, daß selbst Kurzsichtige nun die Valeur des Helden ermaßen. Und die nachgerade schon berühmt gewordene Depesche an die Tribune geschickt. Ganz Europa wunderte sich nicht wenig, als es las, der Herr, der den deutschen Kanzler im internationalen Geschäft vertreten darf, habe in einem offziösen londoner gegen ein offziöses pariser Blatt polemisiert und, just während Dank Eduard im Mittelmeer kreuzte, all in seiner Harmlosigkeit und seinem Niehnickstil, die Hoffnung ausgesprochen, „daß ein engeres Verhältniß zwischen Deutschland und Großbritannien Fortschritte machen wird.“ Der Versuch Seiner Excellenz, diese Aktion (deren tieferer Sinn noch zu beleuchten sein wird) als „angemessen“ zu rechtfertigen, mußte mißlingen. Schien eine Antwort auf die Frage der Tribune nöthig, dann hatte sie, auf berliner Weisung, der deutsche Geschäft-

träger in London, je nach der Person und der politischen Haltung des Tragers mündlich oder schriftlich, zu geben. So ist's, nicht nur in Deutschland, fast ohne Ausnahme bisher gemacht worden, wenn (was recht oft geschieht) eine ausländische Zeitung an das Staatsoberhaupt oder die Regierung eine Frage gerichtet hatte. Wäre es nach der Norm gegangen, dann hätte der providentielle Name Tschirschky freilich nicht auf dem Draht den Erdball umkreist.

Wie der Mann dieser Leistungen sich im Verkehr mit Lecomte und Cambon gehalten, was Carlino den Männern von Monte servirt hat, ist leicht zu errathen. Bevor er zum zweiten Mal vor den Reichstag treten muß (der sich diesmal vielleicht nicht mit einem Ermittelungsverfahren von courtelinischer Komik begnügt), hat er einen Vertheidiger gefunden. Herr Theodor Wolff, der stilistisch ungewöhnlich begabte Leiter des Berliner Tageblattes, fürchtet, der „geduldige, blasse Schweiger Tschirschky“ solle im Parlament für die Fehler unserer internationalen Politik verantwortlich gemacht werden. Ich kenne den Staatssekretär nicht; weder die Widerstandsfähigkeit seiner Nerven noch die Farbe seines Gesichtes. Weiß nur, daß er leider nicht immer schweigt. Auch, daß er, nach der Reichsverfassung, durch die Verantwortlichkeit des Kanzlers gedeckt ist und nicht vor dem Schicksal des Fußbockes, sondern höchstens vor der ernstesten Prüfung seiner Zulänglichkeit zu zittern hat. Herr Wolff zählt die Fehler auf, die in der Zeit des Marokkohaders gemacht worden sind (nicht alle; gerade die gefährlichsten, die Deutschlands Rückzug in unbequeme Lage bewirkt haben, erwähnt er nicht; gewiß nur, weil er sie entweder nicht kennt oder nicht für Fehler hält), und spricht Herrn von Tschirschky von aller Mitschuld frei. Von Rechtes wegen. Nur hat kein Mensch den bleichen Schüßling je dieser Schuld geziehen. Dessen Sündenliste steht auf einem anderen Blatt. Wir können nicht heute noch, als sei seitdem nichts geschehen, nur von Etienne und Rouvier reden. Daß wir uns damals nicht klüger vor Handeln zu hüten wußten, war schlimm; viel schlimmer, daß wir sie nicht tapfer, wenns sein mußte, bis ans bittere Ende, durchsochten. Davon will Herr Wolff nichts hören. Nur Sanftmuth, meint er, könne uns Frankreichs Freundschaft erwerben, nicht der helle Klang kräftiger Mannesrede; und hat sich allmählich in denselbsamen Glauben geträumt, ohne Marokko wäre die franko-deutsche Verständigung schon Ereigniß. Das glaubt auch der Kaiser (spricht's manchmal sogar aus). Glaub't vielleicht der auf Nordlandfahrten für die Diplomatie geschulte Chef des Auswärtigen Amtes. Der ist ein sanfter Heinrich. Spendirt den Italienern, den Briten, namentlich aber den Franzosen zucker süße Artigkeiten, steigert dadurch ihren Stolz, schmälert unser Ansehen und läßt, wenn er kein anderes Heilmittel mehr

etrachten kann, zur Schwächigung der Besorgniß Artikel schreiben, die Schüler belächeln. Drum greifen wir ihn an. Haben die Pflicht, ihn anzugreifen.

Rien ne va plus?

Die officiösen Quartanerartikel haben wir satt. Sie schaden nur; drin und draußen. Sie lullen Schläferige ein und machen uns vor der Welt lächerlich; übermorgen wohl schon verächtlich. Hofft Ihr wirklich noch immer, daß Eure Theatermäxchen einen Erwachsenen blenden? „Suniges Einvernehmen mit Stalien. Der Dreibund fester als je. Daß die kontinentalen Westmächte mit England so gut stehen, freut uns von Herzen. Hispano-britische Intimität? Wundervoll: die schreckt die Franzosen bald aus der Ententestimmung. Nur vergnügt, Kinder; seht den Himmel: wie heiter! Im Haag wird's ganz gemüthlich und urfidel. Wir haben die zuverlässigsten Wächter. Was in der Kölnischen Zeitung voran gegen Onkel Eduard steht, kam nicht aus der berliner Wilhelmstraße. Wenn wir selbst stets behaupten, schlechte Geschäfte zu machen, glaubt man schließlich; und es ist doch gar nicht wahr.“ Und so weiter. Früh und spät. Wie lange wird man sich noch erdreisten, einem mündigen Volk solches Kindergequarr zu bieten? Pensionirt Euren Hammann, wenn er nichts Besseres kann; oder macht ihn zum Wirklichen Geheimen Vigilanten in partibus infidelium. Bittet Carlino, ja nichts zu diktiren. Sperret die Krippe, bis freßbares Futter aufzuschütten ist, und bildet Euch nicht ein, Eure Pflicht erfüllt zu haben, wenn die Papierchen nach Köln, Karlsruhe oder auch Wien verschickt sind. Ist's denn so schwer, still auf seinem Hosensboden zu sitzen?

Zast scheint's so. Victor Emanuel geht mit drei Ministern und großem Gefolge, mit sechs modernen Kriegsschiffen und viertausend Mann nach Athen. Warum? Wir erfahren es nicht. „Politisch belangloser Austausch von Höflichkeiten.“ Natürlich handelt sich um die Liquidation der Dreibundsmasse; um eine Nachtensaltung vor dem Auge des Orientalen; um Makedonien und Albanien; um den Doppeloersuch, in Oesterreich den Anspruch auf die Balkanküste der Adria wirksam anzumelden und in Griechenland sich die Sympathien auch offiziell nun zu sichern, für deren Erwerb die Legion der italiischen Philhellenen im Krieg wider Abd ul Hamid geblutet hat. Außere Ursachen: allzu laute Betonung der Dreibundsfestigkeit; allzu hitzige Umschmeichelung des Sultans. Der weiß jezt: „Italien haben die Deutschen auch nicht mehr im Schleppeil.“ Und so bringt die Fahrt nach Athen auch dem Britenkönig wieder netten Gewinn.

Am vierzehnten Juni 1906 hat der Minister Tittoni in der italienischen Kammer erklärt: „Wer sich nicht aufrichtig bemüht, die Rüstungen der großen Völker zu mindern, begeht ein Verbrechen gegen die Menschheit. Unsere Vertreter wer-

den den Auftrag erhalten, im Haag den englischen Antrag zu unterstützen. "Deutlich? Manchem nicht deutlich genug. Herr Littoni ist Alkoholiker und wechselt, wenn man ihm nur gut zuredet, wohl bald die Meinung. Herr von Tschirsky reist hin und macht sich niedlich. Erfolg? Den zur Friedenskonferenz Abgeordneten wird von Littoni noch einmal eingeschärft, mit aller Energie für die Annahme des englischen Vorschlages zu wirken. Pause. Eduard hat in London zwar den Herzog der Abruzzen den Repräsentanten „der uns befreundeten und verbündeten Nation“ genannt. Doch die Fiktion vom Dreibund muß um jeden Preis gerettet werden. Fürst Bülow quartirt sich an der Riviera di Levante ein und ladet Herrn Littoni zu Gast. Der sagt zweimal ab, kommt dann huldvoll; und bewirthe nach seiner Rückkehr schnell die Herren Barrère und Cambon, Botschafter der Republik, und die Häupter der Franzosenkolonie Rom im Auswärtigen Amt. Offiziöser Jubel in Berlin. „Nun hält's wieder ein Weilchen.“ Als der Kanzler des Deutschen Reiches aus Rapallo heimfuhr, telegraphirte er an den Ministerpräsidenten Giolitti: „In der Stunde, wo ich Italien verlasse, lege ich besonderen Werth darauf, Eurer Excellenz mit meinen herzlichsten Grüßen und Wünschen die Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit zu übermitteln.“ Sind wir befreundet? Macht's uns nach! Aus Rom kommen Vermittlungsvorschläge für die haager Konferenz (Begrenzung der Wehrmacht); die Cirkularnote wird aber, trotzdem sie von dem anglophilen Littoni stammt, „mit äußerster Reserve“ aufgenommen. Die Abschiedsdepesche des Fürsten Bülow ist vom neunten April datirt. Am achtzehnten April besuchte Eduard den König Victor Emanuel in Gaeta. „Das ist die Antwort auf Rapallo“, heißt's im *Secolo*. Und alle Feinde Deutschlands und Wilhelms reiben die Hände. War Rapallo nöthig? Ist's klug, eine Freundschaft zu affichiren, die der Umworbene unbequem findet? Eduard, der vorher in Kartagena den König von Spanien besucht und ihm Geld zum Flottenbau angeboten hatte, schickt sich nun einmal nicht leicht in die Rolle des Ueberlisteten; will man sie ihm aufzwingen, so setzt er den Punkt erst recht dick auf's i. „Eure Durchlaucht haben mit Littoni geplaudert? Ich bringe Charles Hardinge, Grey's besten Mann, und zwei Panzerkreuzer mit und unterhalte mich mit Victor Emanuel. Wollen abwarten, wer den tieferen Eindruck hinterläßt.“ Der gewiß nicht, der heute noch erzählt, Italien könne bereit sein, gegen das franko-russische Syndikat für Deutschland zu optiren.

Die Reisen nach Athen, Kartagena, Gaeta gehören zu einem politischen Plan (der wohl über Europa hinausblickt). Haben nebenbei aber einen psychologischen Zweck, über den man endlich einmal offen reden muß. Eduard ist kein Feind Deutschlands; bildet sich auch nicht ein, er könne die Kraft eines Volkes von sechzig Millionen tüchtiger Menschen für die Dauer brechen. Nicht an der

Spitze des stärksten Concerns könnte erst. Daß die deutsche Expansion einstweilen überall gehemmt, ihr Tempo mindestens für ein Menschenalter verlangsamt ist, genügt ihm. Er hat, ohne Krieg zu führen, viel erreicht; vermöchte ohne das Risiko der Waffenprobe viel mehr nicht zu erreichen. Einiges immerhin noch. Gegen seinen Neffen, den er genau zu kennen glaubt, hegt er heftigen Groll. Den will er ärgern. Ihn (schon weiß billiger und bequemer ist) lieber noch als Deutschland einkreisen; ganz isoliren. Deshalb macht er in allen Hauptstädten, an allen Küsten acte de présence. „Wird Billy noch nicht nervös? Ihn bittet man, die Entbindung der spanischen Königin abzuwarten: mich empfängt man in Kartagena mit offenen Armen. Er wäre in Italien jetzt nicht willkommen: ich bins. In Paris, Wien, Lissabon; morgen, wenn mirs einfällt, in Petersburg und Konstantinopel. Er hat auf die Fahrt ins Mittelmeer verzichtet, weil die Landung rechts und links schwierig wäre, und begnügt sich in diesem Frühjahr mit Bückeburg und Dresden. Wie lange wird ers gehalten? Die Trumpfkarte spare ich auf. Scheint die richtige Stunde mir gekommen, dann mache ich meinen Stich. Bitte, vielleicht im wunderschönen Monat Mai, wenn in der Scheveninger Allee die Knospen springen, den lieben Neffen, nach Cowes oder London zu kommen, lade ihm Victor Emmanuel oder gar Gallières ein und bin wieder der gute, friedliche Onkel.“ Widerspricht, Offiziöse; dennoch bleibts wahr: und ist in den meisten Schlössern und Staatskanzleien Europas längst als Wahrheit bekannt. Der Kaiser, nicht das Reich, soll isolirt, soll eingekreist werden. Dessen Temperament, rechnet man, kanns nicht ertragen.

Plumpe Finger könnten das Gespinnst zerreißen. Feine Arbeit will fein behandelt sein. Rechts girren die Schmeichler; links schmolten die Spröden. Der Botschafter des Deutschen Kaisers hat, wie offiziös gemeldet ward, in Petersburg erklärt, die deutschen Delegirten würden sich an der Diskussion der Rüstungsfrage im Haag nicht betheiligen. Noch aber giebt man draußen die Hoffnung nicht auf; erinnert sich der Wirkung, die in Algesteras der von zwei Seiten ausgehende Druck erzeugt hat, und denkt: Kommt nur erst hin! Der Schotte Carnegie, der, als treuer Bürger des Greater Britain, den Vereinigten Staaten einst den Eintritt in den Bund der Westmächte empfahl (und dem man trotzdem leider einen preußischen Staatsminister und einen preußischen General auf seinen unernsten „Friedenskongreß“ geschickt hat), feiert Wilhelm als den größten Mann der Erde, den von der Vorziehung Auserwählten, der den Menschen das Evangelium des Friedens bringen werde. Aehnliche Töne vernahmen wir aus dem Munde des Herrn Charlemagne Tower, des Botschafters und des Agenten der Französischen Republik. Auch Herr Saint-Saens sprach die Hoffnung aus, in dem Künstlerkopf des Kaisers die harten Züge des Soldaten bald zu schö-

ner Kulturmenschenmilde gesänftigt zu sehen. Die Absicht ist deutlich erkennbar. Und kann, ist sie erst erkannt, keinen Deutschen mehr schrecken. Schmeichelei und Einschüchterung soll den Guillaume pacifiste der Legende ins Licht locken.

Das kann nicht, wird nicht gelingen. Trotzdem Albert Honorius in Nizza von der main puissante et loyale geschwagt hat, die der Kaiser Frankreich entgegenstrecke. Trotzdem laut schon von einem deutsch-französischen Schiedsgericht und von dem (hier längst prophezeiten) Versuch geredet wird, die frankfurter Friedensurkunde von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durchlöchern. Trotzdem. Der Deutsche Kaiser streckt dem Lande der Clemenceau, Picquart, Bailloud nicht die Hand entgegen. Thut es nicht (und dürfte es, als Deutscher und als Hohenzollern, nicht thun), selbst wenn ihm zum Lohn ein Triumphzug über die Großen Boulevards versprochen würde. Zwischen Deutschland und Frankreich ist nichts durch Schiedsgericht zu regeln. Und wer den frankfurter Vertrag zerfetzen will, muß es mit des Schwertes Spitze versuchen. Eine blasse Schreiberseele, das Theater temperament eines kränkelnden Spätromantikers mag andere Antwort geben. Niemals ein Kaiser. Der müßte, thäte er's, aufhören, Kaiser der Deutschen zu sein. Wir haben viele Fehler gemacht. Gefährlicher als jeder, als alle wäre das Bemühen um eine entente mit Frankreich. Die wird kein heute dem Kinderkleid Entwachsener erleben. Der Franzose ist artig, knausert mit den Spielmarken nicht, die im Verkehr höflicher, kultivirter Menschen meist ohne Disagio statt vollwichtiger Goldmünzen hingenommen werden, und freut sich, wenn er dem Fremden ein Kränzlein winden kann. An eine Ausöhnung mit Deutschland denkt er im Innersten nicht. Darf, als in seinem alten Rationalstolz schwerverwundeter Franzos, nicht dran denken. Er wird Alles aufbieten, um den Fleck von seiner Ehre zu tilgen, und den nach Vergeltung drängenden Trieb erst ausrodern, wenn das letzte Mittel als unwirksam erwiesen ist. Er hat auf Rußland gehofft, hofft jetzt auf Britannien und wird morgen vielleicht von einem anglo-slavisch-romaniſchen Bunde das Heil erwarten. Laßt ihm Zeit. Launische Sprünge und jähren Stimmungswchsel verträget er nicht; fordert würdiges Gleichmaß des Betragens. Die berliner Komplimente haben schon allzu viel verdorben. Der Deutsche Kaiser, der den Franzosen heute die Hand hinstreckte, käme im Panzer noch in den Verdacht muthloser Schwäche und brächte das Reich der Kriegsgefahr näher, als ein Bramarbas und Eisenfresser vermöchte. Wir Alle ehren die Geschichte und lieben den Genius des französischen Volkes. Doch für seine Wunde haben wir keinen Balsam. Ein Jahrhundert mag sie heilen. 1905 Kriegsdrohung, 1907 stürmische Werbung? Gewalt gegen das vereinsamte, Locklieder für das umfreundete Frankreich? Der Plan könnte einem Erdtheil zum Verhängniß werden. Rien ne va plus. Nur ein Wahnsüßiger setzt die ganze, mühsam erarbeitete Habe auf Ruß.

Die haager Mausfalle.

Am fünfzehnten Juni soll die Zweite Friedenskonferenz im Haag zusammen-treten. Der russische Minister des Auswärtigen hat die holländische Regierung ersucht, die Konferenz für diesen Tag einzuberufen. Die Verhandlungen über die Angelegenheiten, die auf die Tagesordnung gesetzt werden sollen, sind noch nicht ganz abgeschlossen. Die Diplomatie muß sich erst darüber verständigen, welche Fragen in Berathung zu ziehen seien, welche nicht. Ueber die Hauptfrage herrscht durchaus keine Einigkeit. Der unbefangene Beobachter hat den Eindruck, einem Vertekensspiel beizuwohnen. Zur Ertheilung giebt es einigen Anlaß, zur Zufriedenheit keinen.

An die Erste Friedenskonferenz wurden manche Hoffnungen geknüpft. Kluge zwar haben Das nicht gethan, aber Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen. Das Wort Sapiehas gilt auch für Diplomaten und Veitartikler. Als Zar Nikolaus seine Einladung zu der ersten Konferenz erließ, sprachen fast alle europäischen Staatsmänner und die meisten Zeitungen frohliche Zustimmung aus; auch im liberalen Blätterwald rauschte es freudig. Wer das Wort wagte, die Konferenz sei ein Schlag ins Wasser, ward als Rückschrittmann verhöhnt. Die gesammte Diplomatie machte dem russischen Selbstherrscher die höflichsten Verbeugungen für den großartigen Gedanken, dem Kriege den Krieg zu erklären. Täuschte sie sich selbst oder wollte sie nur den „beschränkten Unterthanenverstand“ täuschen, was ja ihr liebster politischer Sport ist? Jedenfalls entwickelte auch sie, die doch heller sehen könnte, einen reizenden Optimismus, der sich nachträglich als überflüssiger Gefühlsflug erwies.

Der Zweiten Friedenskonferenz sieht man ohne rosigte Erwartungen entgegen. Diesmal belügt man sich nicht mit falschen Voraussetzungen. Das Werk ist verpfuscht, ehe es begonnen wird. Sogar die Diplomatie zeigt sich vorsichtig, zurückhaltend, mißtrauisch. Mit gutem Grund, denn das von England ergänzte und vervollständigte Programm der Konferenz enthielt eine Spitze, die sich gegen den Dreibund, gegen Deutschland richtet. Es klingt wie bitterer Hohn, aber es ist Wahrheit: den Kernpunkt des Programms dieser Friedenskonferenz bildete ein Anschlag wider Deutschland.

Wie lautet der Kernpunkt? Einschränkung der Rüstungen! In der That ein trefflicher Köder, ganz geeignet, für schwache Augen den Angelhaken zu verbergen. Ein feiner Speck, um die Mäuse in die Falle zu locken. Nichts scheint dem oberflächlichen Blick lieblicher als die Aussicht auf Erleichterung der Militär-lasten. Die Völker seufzen unter ihnen und sie wachsen trotzdem von Jahr zu Jahr. Alle Throntreden, alle oratorischen Ergüsse der leitenden Staatsmänner überströmen von Friedensliebe und den feierlichsten Versicherungen, daß zwischen allen Staaten die besten und freundschaftlichsten Beziehungen herrschten, daß

sich keine dunkle Wolken am politischen Horizont zeigen. Trotz dieser schönen Redensarten wachsen überall die Forderungen für Heer und Flotte. Jeder verständige Politiker, ja, jeder vernünftige Mensch sieht darin ein Unglück. Wenn man nun hört, daß von Regenten und Regirungen der Vorschlag ausgeht, dem Anschwellen der Armeen eine Grenze zu setzen, so tönt Das wie eine frohe Botschaft in die Ohren aller Steuerzahler Europas und sie sind geneigt, die Verkünder des neuesten Friedensevangeliums für ehrliche Apostel zu halten.

Namentlich, wenn die Idee der Abrüstung oder mindestens des Verzichts auf weitere Steigerung der Wehrkraft mit so schönen, salbungsvollen Worten vertreten wird wie von dem englischen Premier Campbell-Bannerman. Es war ja ganz rührend anzuhören, wie beweglich er die Nothwendigkeit, das internationale Wettrennen um den Preis der größten Schlagkraft einzustellen, dem Parlament auseinandersetzte. Er konnte sich darauf berufen (hat ers unterlassen?), daß England bereits mit gutem Beispiel vorangegangen sei. Das englische Landheer ist wirklich um ein Duzend Bataillone verringert worden. Das will wenig heißen. Das englische Landheer kann, ob es um eine Anzahl taktischer Einheiten vermindert oder vermehrt wird, in einem Festlandskrieg keine besondere Rolle spielen. Zur Vertheidigung des eigenen Landes genügt es; würde es auch mit der halben Stärke genügen. An einen Angriff auf England denkt keine fremde Macht. Die englischen Besorgnisse, die sich im Widerstand gegen den Bau des Tunnels unter dem Kanal La Manche äußern, sind einfach drollig. Mit einem Centner Dynamit könnte man im Nothfall den Tunnel ersäufen. Auch dürfte der Zug eines Heeres durch einen fünf- oder sechsunddreißig Kilometer langen unterirdischen Gang auf einige Schwierigkeit stoßen. England mag seine Armee weiter vermindern: seine geographische Lage erlaubt es ihm. Seine Stärke, seine Weltstellung beruht auf seiner Flotte. Von deren ernstlicher Verminderung hat Campbell-Bannerman nicht gesprochen; daran denkt überhaupt kein Mensch in England. Im Gegentheil: es werden neue Schlachtschiffe und Kreuzer gebaut, die älteren zurückgestellt. Stets getreu dem alten Wahlspruch: *Britania rule the waves!* Andere Staaten sollen sich bescheiden, sollen bedenken, wie sehr die allgemeine Wohlfahrt unter den beständigen Kriegsvorbereitungen leidet, sollen an ihren militärischen Ausgaben sparen. England verläßt sich auf seine Flotte, die es schon wegen der Kolonien nicht schwächen kann. Wem fällt da nicht das echt englische Bild des Temperenzapostels ein, der öffentlich gegen das Laster des Alkoholismus predigt und sich heimlich an Brandy und Whisky ergötzt?

Die englische Politik spielt diese Rolle aus einem ganz bestimmten Grunde. Nicht etwa eine platonische Neigung, anderen Staaten einen Weg zu empfehlen, den man selbst nicht einzuschlagen braucht, nicht ernstlich einzuschlagen denkt, ist die Ursache, warum man in London den petersburger Vorschlägen für die Zweite

Friedenskonferenz eine so eigenthümliche Färbung gab und den schwersten Nachdruck auf die Verminderung der Rüstungen legte. Dahinter steckt eine böse Absicht und sie richtet sich wider das Deutsche Reich. Sie stammt vielleicht weniger aus den Erwägungen der gegenwärtigen liberalen englischen Regierung als mehr aus den persönlichen Gefühlen König Eduards, der in eben dem Maße die Leitung der auswärtigen Politik in die eigene Hand nimmt, in welcher das Parlament den einst entscheidenden Einfluß auf sie verliert.

König Eduard ist kein Freund des Deutschen Reiches. Daran haben seine Begegnungen mit Kaiser Wilhelm, haben alle die Höflichkeiten, die zwischen den Höfen von Berlin und London ausgetauscht werden, nichts geändert. König Eduard, dessen geistige Befähigung sehr unterschätzt ward, als er noch Prinz von Wales war und sich in Paris amüsierte, ist heute ein gefährlicher Gegner Deutschlands. Seit er die Krone trägt, ist die englische Politik bestrebt, Deutschland zu isoliren. Dieses Ziel wird langsam, aber beharrlich verfolgt. Die Freundschaftsbezeugungen, die an Italien verschwendet werden, die Zettelungen mit Delcassé sowie die ganze plögllich erwachte Liebe für Frankreich und die bei jeder Gelegenheit wiederkehrenden Versuche, durch die englische Presse Frankreich gegen Deutschland aufzuheizen und die Koalition wachzuhalten, die Anbahnung eines Einvernehmens mit Rußland, Italien, Spanien: all Das dient dem selben Zweck. Ob man in den offiziellen Kreisen Berlins dafür volles Verständniß hat? Manchmal will uns scheinen: Nein.

Die unfreundliche Gesinnung des Königs Eduard gegen Deutschland und die mit ihr übereinstimmende Haltung der englischen Politik wird von der Mehrtheit des englischen Volkes getheilt. Die Abneigung gegen Deutschland ist neueren Ursprungs. Früher, zur Zeit der sechshunddreißig deutschen Vaterländer und des seligen Bundestages, ließ sich das Gefühl des Engländers für den Deutschen als Mitleid bezeichnen, Mitleid für einen armen Verwandten, gemischt mit etwas Spott. Die jammervollen politischen Zustände unseres Volkes brachten Das mit sich. Für das heiße, sehnsuchtsvolle Ringen nach nationaler Einheit, in dem alle edlen Geister Deutschlands vorankämpften, fehlte den Briten volles Verständniß. Sie sahen in der Bewegung von 1848 nur krampfhaftige Zuckungen und machten bissige Witze über „the fatherland“. Wenn sie die Flüchtlinge, die aus Deutschland herüberkamen, freundlich aufnahmen, geschah Das mehr aus Stolz auf das alte Königthum als aus Sympathie. Wie sich die Engländer während des deutsch-französischen Krieges benahmen, ist noch in frischer Erinnerung. Zu Beginn des Krieges nahm die londoner Presse entschieden Partei für Frankreich; und wie schlecht englische Geschäftsleute die Neutralitätspflicht respektirten, darüber ist kein Wort zu verlieren. Zur Entschuldigung ihrer Lieferungen an Frankreich konnte man höchstens anführen, daß englische Händler in der Regel kein Bedenken tragen, auch die Feinde

Englands mit Waffen zu versehen. Les affaires sont les affaires. Im Unterhause fiel einmal das klassische Wort: Wann ist in unseren Kolonialkriegen je ein englischer Soldat aus einem anderen Gewehr als aus einem englischen erschossen worden? Gewiß ein mildernder Umstand für das Vorgehen dieser Herren im deutsch-französischen Kriege.

Als die deutschen Siege die Welt in Staunen setzten, verschwanden in England Mitleid und Spott, die John Bull bis dahin dem deutschen Better gewidmet hatte. Er achtet mehr als andere civilisirte Völker körperliche Kraft, und da der Deutsche so gewaltig zugeschlagen, stieg er in der öffentlichen Meinung des Inselreiches. Man begann, ihn zu achten, aber nicht, ihn zu lieben. Seine Erfolge auf den Schlachtfeldern hätte England allenfalls verziehen; die überraschende Entwicklung des deutschen Handels weckte Neid und Mißgunst. Ueberall, in fremden Meeren, an entlegenen Küsten, wo der Engländer früher beinahe allein arbeitete, stößt er jetzt auf den deutschen Kaufmann. Das verträgt der Engländer nicht; er grollt wegen der deutschen Konkurrenz, die ihm allmählich un bequem wird. Das Streben Deutschlands nach einer Kriegsflotte, die stark genug wäre, den deutschen Handel, die deutschen Bürger in fernen Welttheilen zu schützen, die Erwerbung von Kolonien, selbst wenn sie nicht viel werth sind, scheinen dem Engländer unberechtigte Anmaßungen. Daher seine Mißstimmung gegen das Deutsche Reich.

Sie wird dadurch nicht beseitigt, daß hüben und drüben lobenswerthe Anstrengungen gemacht werden, sie in freundliche Gesinnung zu verwandeln. Die gegenseitigen Besuche von Parlamentariern, Schriftstellern, Bürgermeistern, der Austausch artiger Depeschen zwischen den leitenden Staatsmännern: Das sind lauter Dinge, über die man ganz hübsche Berichte schreiben und lesen kann, aber sie haben bis jetzt keine merkliche Aenderung der englischen Politik herbeigeführt. Auch der Uebergang der Macht von der konservativen an die liberale Partei hat keinen Wechsel bewirkt. Die Politik König Eduards bleibt die alte. Ihre neueste Leistung ist das Taschenspielerstückchen, durch welches das russische Programm für die Friedenskonferenz seine bedenkliche Gestalt erhielt.

Als man in London den Antrag auf Abrüstung formulirte, wußte man genau, daß Deutschland ihn nicht annehmen könne. Die Lage des Deutschen Reiches ist nicht danach beschaffen, sich seiner Heereslast zu entledigen. Trotz dem Dreibund hat Bismarcks Wort: „Die Bayonnette konvergiren von allen Seiten auf unser Herz“ nur wenig von seiner Wahrheit verloren. Eine allgemeine Abrüstung, selbst eine Verpflichtung, sein Heer nicht mehr zu vergrößern, wäre für Deutschland nur annehmbar, wenn Frankreich sich damit einverstanden erklärte und mit gutem Beispiel voranginge. Aber Frankreich wird Das nicht thun. Es muß noch mehr als ein Menschenalter vergehen, bis die Franzosen einsehen lernen, daß Deutschland durch die Einverleibung Eljah-

Lothringens nur altes, geraubtes Eigenthum zurücknahm. Bis diese Erkenntniß im französischen Volksgeist durchdringt, muß Deutschland die schwere Bürde weiter tragen. Das wird der aufrichtigste Gegner des Militarismus kaum bestreiten, wenn ihm die Erhaltung des Reiches am Herzen liegt und sein Nationalgefühl nicht in kosmopolitischen Dufel oder sozialdemokratischen Nebel untertaucht.

Darüber, wie man in Berlin den Abrüstungsvorschlag aufnehmen würde, waren die englischen Minister sicher keinen Augenblick im Zweifel. Aber sie gaben sich der Hoffnung hin, bei den anderen Mächten bereitwilliges Entgegenkommen zu finden. Die englische Regierung erwartete, Deutschland werde mit seiner voraussichtlichen Ablehnung allein bleiben und damit vor aller Welt als das einzige Hinderniß einer den Völkern zugeordneten Wohlthat, als der wahre Störer des schönen Friedenstraumes erscheinen. Recht fein ausgedacht; aber die Rechnung stimmt nicht.

Wie mag man in Rom über die Abrüstung denken? In Rapallo haben Fürst Bülow und Tittoni angeblich im schönsten Einvernehmen weltgeschichtliche Fragen zwischen Frühstück und Diners erörtert und erledigt. Bei den Berichten der italienischen Zeitungen über die Begegnung der beiden Staatsmänner denkt man unwillkürlich an die „Bürgschaft“: „In den Armen lagen sich Beide und weinten vor Schmerzen und Freude“. Außer Bethuerungen der Eintracht hörte man nichts. Italien ist wieder, wie in Algeras, in einer Zwickmühle. Es möchte England gern gefällig sein; im Lande wird die Freundschaft mit England vielfach befürwortet. Auf der anderen Seite mahnt die Bundespflicht und vielleicht noch kräftiger — sagen wir es offen! — das Mißtrauen gegen Oesterreich, das von Wien, so weit Hof, Adel und Klerisei in Frage kommen, brüderlich erwidert wird. Da könnte Italien dem Beispiel Deutschlands folgen und an der Bestattung des englischen Vorschlages in einem Protokoll theilnehmen.

Wir wollen daher der Konferenz ohne Hoffnung, aber auch ohne Befürchtungen entgegensehen. Sie wird nichts schaffen, aber auch nichts zerstören. Die Diplomaten und die Fachmänner, die sie begleiten, werden viel reden, viel tafeln und vielleicht wieder, wie vor acht Jahren, in einem Nachtragsprotokoll die Ansicht aussprechen, „daß eine Beschränkung der militärischen Lasten, die jetzt die Welt bedrücken, für die Förderung des materiellen und moralischen Wohlbefindens der Menschheit wünschenswerth ist.“ Ein anderes Ergebnis wird die Konferenz schwerlich haben, gewiß nicht jenes, das die englische Politik herbeiführen wollte. Die Mausfalle ist ganz geschickt aufgestellt worden, aber die Mäuse zeigen keine Lust, hineinzugehen. Sie bleiben draußen.

Wien.

Karl von Thaler.



Schulreform im Elternhaus.

Bei allen Anklagen, die immer wieder und sicher zum großen Theil mit Recht gegen unsere Schulen erhoben werden, kommt, wie mir scheint, meistens der Gedanke nicht zu genügendem Ausdruck, daß unser Schulwesen doch nur in Uebereinstimmung mit den Eltern entstanden sein kann und sich auf die Dauer auch nur durch diese Uebereinstimmung erhalten läßt. Wenn also unsere Schulen nichts taugen sollten, so wären in erster Linie wir Eltern daran schuld.

Der schwerste Vorwurf, der gegen die Schule erhoben wird, ist doch wohl der, daß sie eine Zwangsanstalt ist; daß der Ausdruck Zwangsarbeit, mit dem man in einem befreundeten Staat eine harte Verbrecherstrafe bezeichnet, verzweifelt gut auf die Art paßt, wie wir das Geistesleben unserer Kinder zu fördern glauben. Und gerade darin erscheinen alle Schulen lediglich als Organe unseres Willens; wir Alle sind überzeugt, zum Lernen, also zur Bildung, zur Erkenntniß, zur Kultur müsse man die Kinder zwingen. Darum ist Alles, was sich die Kinder freudig von selbst aneignen, von vorn herein verdächtig als Etwas, das nicht zur richtigen Erkenntniß oder Bildung gehört. Kinder denken, treiben, lernen und lesen zu lassen, was sie wollen, erscheint den meisten Eltern als der schlimmste Fehler, den die Erziehung machen kann. Wir selbst haben also die Ueberzeugung, daß Bildung und Erkenntniß für uns und unsere Kinder Fremdthum sei; und diese Ueberzeugung hat allem Fremdthümlichen, das wir an unserem Schulwesen tadeln, die Pforten geöffnet. Diese Ueberzeugung ist der Krebsknoten unseres ganzen Erziehungs- und Unterrichtswesens; sie muß beseitigt werden, ehe eine gedeihliche Schulreform möglich ist.

Damit ist also die Ansatzstelle der Schulreform ins Elternhaus verlegt. Wir selbst müssen unser gesammtes tägliches Leben durchdringen lassen von der Ueberzeugung, daß Bildung und Erkenntniß für unsere Kinder nicht Fremdthum, sondern die Erfüllung ihres innersten Sehnsens sei.

Freilich: wenn es sich nur darum handelte, nach solchem Satz Beifall zu rufen, wären wir Alle dabei. Ein halbwegs gut formulirter, freiheitlich klingender Satz ist unseres Beifalls stets sicher; danach denken, danach handeln, danach leben: Das ist eine andere Sache. Eine andere. Aber keine unmögliche.

Es giebt schon Eltern und Familien, die über den toten Punkt unseres Unterrichtswesens hinaus sind. Es giebt schon Familien, in denen das tägliche Leben danach geregelt ist, daß der Erkenntnißhunger der Kinder nach Möglichkeit gefördert, die Erkenntnißfreudigkeit der Kinder möglichst wenig gestört werde. Es giebt schon Eltern, die davon überzeugt sind, daß die Kinder von Natur keinen sehnlicheren Wunsch haben als den, geistig und sittlich zu der ihnen erreichbaren Höhe zu gelangen, daß es nicht nöthig sei, den Kindern irgendwelche Erkenntniß aufzuzwingen, daß vielmehr das einzige Bestreben vernünftig, r Eltern darauf gerichtet sein müsse, sich von dem eigenen Bildungsstreben ihrer Kinder leiten zu lassen. Die Kinder sind ihrer ganzen Anlage nach geistig höher stehende Wesen als die Erwachsenen; und man kann mit gutem Recht sagen: Wir Erwachsenen sind eigentlich nur da, um mit vielfach widerwärtiger, jedenfalls durchweg schwerer Arbeit den Boden zu schaffen, auf dem eine neue, erkenntnißfreudige Jugend froh empfortwachsen kann. Von Schopenhauer stammt, glaube ich, der Ausspruch, daß alle Kinder in den ersten Lebensjahren Genies seien. Selten ist ein Paradoxon durch Alltags-

beobachtungen so befrichtigt worden wie dieses. Auf die Zeit der Genialität folgt dann während des schulpflichtigen Alters eine Zeit des unstill umherflackernden, aber doch erst ganz allmählich erlöschenden Erkenntnistriebes, eines Triebes, der sich fast immer auf reine Erkenntniß, ohne bestimmte praktische Zwecke, richtet. Nach der Geschlechtsreife erlebt eine immerhin beträchtliche Zahl von Menschen eine Nachblüthe des Erkenntnistriebes. Wer auch in dieser Zeit noch nicht ruiniert wird, bleibt ein Genie bis ans Lebensende. Wahr ist also, daß eine Ueberfülle von Genie erst im Lauf des Lebens abfließt. Und wodurch wird dieses Absterben bewirkt?

Wodurch unterscheiden sich denn die Leute, die Genies bleiben, von den anderen? Doch wohl zunächst dadurch, daß sie „herzlich unpraktisch“, schlechte Geschäftsleute, wohl gar unpünktliche und unzuverlässige Arbeiter sind. Das Leben aber braucht pünktliche und zuverlässige Arbeiter, tüchtige, von Erkenntniß- und sonstigen Skrupeln möglichst wenig beirrte Geschäftsleute. Je engher die Genialität der Jugend sich diesen Anforderungen des Arbeitslebens anpaßt, desto sicherer wird das Genie getödtet; es überlebt nur, wenn die Anpassung einigermaßen mißlingt.

Schon diese Erwägungen zeigen, daß unser Streben, die Kinder auf das Leben vorzubereiten, ganz naturgemäß darauf gerichtet ist, die Erkenntnißfreude im Kind zu gefährden. Der Funke des Genies muß erstickt werden, wenn der Mensch einst fürs Leben brauchbar sein soll. Bedarf es da aber noch der Nachhilfe? Weiß das Leben selbst nicht schon früh genug mit rauher Hand den Funken zu erstickten? Hier wurzelt alles Elend unseres Schulwesens. Man glaubt, im Seelenzustand des Erwachsenen die Erfüllung Dessen zu sehen, was in der Seele des Kindes angelegt ist; und diese Meinung ist falsch. Der Seelenzustand des normalen erwachsenen Menschen ist eine Rückbildung der Anlagen, die im Kinde vorhanden und zum großen Theil sicher auch wenigstens in den Anfängen entwickelt sind.

Was nügen mir, denkt nun wohl Mancher, solche allgemeine Redensarten? Wozu helfen sie in der Praxis täglichen Lebens? Sage uns lieber, wie erzogen, wie unterrichtet werden soll.

Nun: ich habe die Brauchbarkeit meiner Lehrlinge, positiven und negativen, Jahre lang ausprobiert. Meine fünf Kinder sind so unterrichtet und erzogen worden, wie ich, auf Grund dieser Erfahrungen, hier Anderen empfehle, und ich habe mich zu meiner Freude überzeugt, daß ich damit nicht mehr allein stehe, sondern daß es in sehr vielen anderen Familien schon eben so gemacht wird.

Ich kenne eigentlich nur zwei Erziehungsgrundsätze, die sich überall bewähren; sie lauten: Haltet gutes Regiment; und: Gebt gutes Beispiel. Was darüber ist, Das ist vom Uebel. Macht's den Kindern vor, wie sich anständige Menschen benehmen; aber nicht in schauspielerischer Nebenabsicht, sondern lebt, auch wenn die Kinder Euch nicht sehen, so, wie Ihr das künftige Leben Eurer Kinder haben möchtet. Und haltet in Eurem Haus gute und gerechte Ordnung, so gerechte, wie es Polizei und Justiz im großen Gemeinwesen thun sollen. Sucht nicht den Kindern irgendwelche Eigenschaften „einzupflanzen“. Wenn sie die nicht von Euch ererbt und nach Eurem Vorbild entwickelt haben, ist alles Einpflanzen vergebliche Arbeit. Doch ich wollte hier nur über die Erziehung des Geistes reden und auch darüber nur in aller Kürze sagen, was Erfahrung mich gelehrt hat. Das Kind ist durch seine ganze geistige Anlage darauf hingedrängt, sich die Kultur anzueignen, in der es aufwächst. Wenn man (wie ich thue) dem Kinde das unbeschränkte Fragerecht einräumt und mit aller Kraft,

die man hat, und mit allen Mitteln, die man herbeischaffen kann, bemüht ist, auf die Fragen der Kinder so zu antworten, daß sie von der Antwort befriedigt sind; dann nimmt der kindliche Geist die Entwicklung, in die ihn der Zwangsunterricht immer wieder gewaltsam (oft genug vergebens) hineinzustößen trachtet.

Ich verwerfe also beim Unterricht grundsätzlich jedes System, das, von Erwachsenen in allen Einzelheiten fertig ausgedacht, nie etwas Anderes werden kann als ein Prokrustesbett für den kindlichen Geist. Als einzige methodische Norm lasse ich gelten das unbeschränkte Fragerecht der Kinder; und ich weiß aus Erfahrung, daß es sich auf alle Gebiete unserer geistigen Kultur richtet. Darauf läßt sich also ein Unterrichtssystem bauen; eins, das nicht von Erwachsenen vorher fertig gemacht, sondern das von jeder neu heranwachsenden Kindergeneration neu aufgebaut wird.

Ich höre den Einwand: Nicht jeder Vater hat die zu solcher Erziehung nöthige Zeit. Auch ich kann erst seit wenigen Jahren einen großen Theil des Tages dieser Aufgabe widmen; vorher habe ich fast allen „Unterricht“ nur bei den Nachzeiten erteilt. Das ging natürlich nur, weil es gar kein Unterricht im herkömmlichen Sinn war, sondern ein Gespräch, das von den fragenden Kindern geleitet und von mir durch Antworten eben nur aufrecht erhalten wurde. Darum spreche ich auch gewöhnlich nicht von einem „Unterricht“, sondern nenne das Verfahren, mit dem, wie mir scheint, zutreffenderen Namen, einen geistigen Verkehr mit Kindern; und ich habe die Erfahrung gemacht, daß man selbst dabei keineswegs nur der gebende, sondern mindestens eben so sehr der empfangende Theil ist, daß man für viele Dinge Interesse bekommt, für die man es nie gehabt hat, oder daß längst eingeschlummerte Interessen wieder erwachen. Aus solchem geistigen Verkehr mit ihrem Kindern erblickt den Eltern eine zweite Jugend. Als Ersatz der Schule empfehle ich ihn nicht etwa allen Eltern; allen aber als Ergänzung des in der Schule Angeeigneten. Der geistige Verkehr mit den Eltern kann die Schäden heilen, denen manche Kinder in der Schule ausgesetzt sind. Die Nothwendigkeit solcher Ergänzung wird auch von den Lehrern schon erkannt. Und diese Erkenntniß ist die Vorbedingung jeder vernünftigen Schulreform. Die kann nicht von oben herab befohlen werden. Von den Eltern und von den Lehrern muß sie kommen. Hier habe ich zu den Eltern gesprochen und sie wenigstens auf den Theil der Reformarbeit hinzuweisen versucht, den jeder Vater und jede Mutter sofort auf sich nehmen kann. Schon arbeiten Hunderte so. Wenn es Hundertausende geworden sind, dann wollen wir anders in den Schuldebatten mitreden; und dann wird sich zeigen, daß Manches möglich (und leicht möglich), ist, was jetzt als widersinnig und unmöglich verschrien wird.

Großlichterfelde.

Verthold Otto.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; nur geschwinder und leichter. Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser: daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt. (Veßing.)

Das Unternehmen, die Charakterfehler eines Menschen durch Reden und Moralisieren aufzuheben und so seinen Charakter selbst umschaffen zu wollen, ist ganz gleich dem Vorhaben, Blei durch äußere Einwirkung in Gold zu verwandeln oder eine Eiche durch sorgfältige Pflege dahin zu bringen, daß sie Aepfeln träge. (Schopenhauer.)

Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Weg irrtgehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. (Goethe.)

Repliken.

I. **I**n Anschluß an den vom Amtsgerichtsrath L. Fischer verfaßten, in der Deutschen Juristenzeitung veröffentlichten Artikel „Zur sozialen Lage der Richter“, der allen preussischen Richtern aus dem Herzen geschrieben ist und für den dem Herrn Verfasser allgemeine Anerkennung und wärmster Dank gebührt, möchte ich mir erlauben, auf einige Punkte des auch in der Deutschen Juristenzeitung abgedruckten Artikels „Zur Reform unserer Gerichtsorganisation“ zurückzukommen. Der Verfasser dieses Artikels ist Vortragender Rath im preussischen Justizministerium; dieser Umstand berechtigt zu der Annahme, daß die in ihm ausgesprochenen Ansichten nicht den subjektiven und privaten Standpunkt des Verfassers bezeichnen, sondern im Einvernehmen mit anderen der Justizverwaltung nahe stehenden Kreisen veröffentlicht worden sind. Um so weniger dürfen sie unwidersprochen bleiben, wo sie nicht als richtig angesehen werden können.

Bei der Prüfung der Frage nach der Erhöhung der Richtergehälter wird hervorgehoben, daß unsere Justiz mit einer großen Unterbilanz arbeite und daß in Preußen im Jahr 1897/98 ein Zuschuß von fast 70 Millionen Mark aus allgemeinen Staatsmitteln geleistet werden mußte. *)

Dann heißt es wörtlich:

„So lange dies Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben der Justizverwaltung besteht, wird sich eine wesentliche Erhöhung der Richtergehälter schwerlich erreichen lassen.“ Diese Auffassung verstößt gegen den bekannten nationalökonomischen Grundsatz, daß die Ausgaben des Staates nicht, wie die eines Familienhaushaltes, von den Einnahmen abhängig gemacht werden dürfen, sondern daß für die Ausgaben des Staates lediglich die Nothwendigkeit entscheidend ist und daß die Deckung dieser Ausgaben aus den bereitesten Mitteln und, wenn nöthig, aus neu zu erschließenden Einnahmequellen zu erfolgen hat. Diese Auffassung gilt auch in allen Zweigen der Staatsverwaltung, wie ein Blick in den Etat und namentlich in den des preussischen Kriegsministeriums und der Reichsmilitärverwaltung lehrt. Um bei dem selben Jahr 1897/98 zu bleiben: wir finden als Einnahme des Kriegsministeriums die Summe von 300 und als Ausgabe die Summe von 135 312 Mark; im Etat der Reichsmilitärverwaltung steht Preußens Einnahme von

*) Wie diese Summe angegeben werden konnte, ist nicht ersichtlich. Nach dem Staatshaushaltsetat pro 1897/98 betragen die Verwaltungsausgaben des Justizministeriums 97 146 000 Mfr.
 Dazu kamen die einmaligen außerordentlichen Ausgaben von 4 807 300 „
 101 953 300 Mfr.
 und die Einnahme 66 107 200 „
 Was einen Fehlbetrag von 35 846 100 Mfr.
 ergiebt. Wollte man auch die zum Ressort des Ministeriums des Innern gehörige Ausgabe für die Strafvollstreckungsverwaltung von 9 334 731 „
 und die Ausgabe der Reichsjustizverwaltung von 1 980 960
 Mark minus 528 298 Mark Einnahme — 1 452 662 „
 hinzurechnen, so erhielte man doch erst ein Defizit von 46 633 493 Mfr.

1 144 407 Mark dem Ausgabenantheil, mit Einschluß der einmaligen Ausgabe von 26 233 648 Mark, von 404 313 369 Mark gegenüber. Trotz diesem gewaltigen Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben hat man noch nie die Behauptung gehört, die Ausgaben der Militärverwaltung müßten mit Rücksicht auf die unzureichenden Einnahmen eingeschränkt werden. Sollten die Grundsätze, die man bei der Militärverwaltung als richtig erkannt hat und anwendet, nicht auch für die Justizverwaltung gelten? Sind die Beamten, deren Händen der Schutz des Rechtes und die Uebung der Gerechtigkeit anvertraut ist, etwa weniger werth als die zur bewaffneten Macht gehörigen und andere sowohl in materieller wie ideeller Richtung besser gestellte Diener des Staates von gleicher Vorbildung und nicht größeren und wichtigeren Leistungen? Der Satz: „*Justitia est fundamentum regnorum*“ gilt doch noch immer; manchmal scheint es freilich, als sei er obsolet geworden.

Eine Besserung der Lage der Richter verspricht sich der Herr Verfasser von der Beschränkung der Anzahl der Richter; er geht von der mit wiederum unrichtig scheinenden finanzpolitischen Erwägung aus, daß bei einer Verringerung der Richterzahl eine Minderung des Zuschusses zur Justizverwaltung trotz Vervollständigung der Richter möglich sei. Zunächst erhalten wir das sehr dankenswerte Zugeständniß, daß die in den Jahren von 1880 bis 1904 erfolgte Vermehrung der preussischen Richter um die Zahl von 967 mit der Zunahme der Geschäfte in dem selben Zeitabschnitt nicht gleichen Schritt gehalten habe und daß das Maß der Arbeit, über das hinaus sie ohne Beeinträchtigung ihrer Qualität nicht gesteigert werden könne, vielfach überschritten zu sein scheine. Die Richtigkeit dieser Worte wird sicherlich der weitaus größte Teil der preussischen Richter aus eigener Erfahrung bestätigen. Die Abhilfe in einer weiteren Vermehrung der Richter zu suchen, erscheine aber verfehlt, weil erstens durch die größere Zahl der Kammern und Senate die Störungen des Geschäftsganges, die sich aus deren Nebeneinandertagen ergeben, größer würden; weil zweitens die stete Vermehrung der Richter mit sich bringe, daß die Zahl der Mittelmäßigkeiten zunehme, zumal gerade für die besseren Kräfte sich reichliche Gelegenheit zu anderer Beschäftigung biete, die angesehenere und lohnender sei; weil drittens durch die Vermehrung der Richter und „damit“ auch der Rechtsbesessenen die Möglichkeit zu deren angemessener Ausbildung geringer werde.

Die erste Erwägung wäre nur berechtigt, wenn Personal und Lokal nicht zureichten. Zugegeben kann nur werden, daß eine größere Anzahl von neben einander tagenden Kammern und Senaten für die Parteivertreter unbequem ist. Dieses Moment kann aber nicht als entscheidend betrachtet werden. Die schon von Abichs aufgestellte Behauptung, daß eine große Zahl von Richtern viele Mittelmäßigkeiten in sich schließen müsse, kann in dieser Allgemeinheit nicht als richtig anerkannt oder wenigstens nicht zur Begründung des Entschlusses, eine geringere Anzahl von Richtern anzustellen, herangezogen werden, weil naturgemäß unter einer größeren Anzahl von Richtern auch eine verhältnißmäßig größere Anzahl hervorragender Köpfe sein wird und in den eventuell höher zu spannenden Ansprüchen an die Fähigkeiten und das Wissen der sich der Justiz zuzwendenden Prüflinge und im Staatsexamen ausreichende Kautelen gegen unzureichende Leistungen gegeben sind. Daß sich für die besseren Kräfte reichliche Gelegenheit zu anderer Beschäftigung bietet, die angesehenere und lohnender ist, und daß von dieser Gelegenheit auch vielfach Gebrauch gemacht wird, ist ein bedauerlicher Uebelstand, gegen den es nur

das eine, aber zuverlässige Remedium giebt, die Stellung der Richter so angesehen und lohnend zu gestalten, daß Niemand danach Verlangen trägt, eine andere Beschäftigung zu suchen. Das dritte Argument erscheint in zweifacher Beziehung nicht stichhaltig. Daß die Vermehrung der Richter nicht eine Vermehrung der Rechtsbesessenen zur Folge haben muß, lehrt eine Vergleichung des Bestandes der Richter und Referendarien aus den Jahren 1883 bis 1893. Die Zahl der Richter betrug (mit Einschluß der Präsidenten und Direktoren)

im August 1883:	3928	und die der Referendare	3937
" " 1885:	3942	" " "	3839
" " 1886:	3942	" " "	3724
" " 1887:	3944	" " "	3385
" " 1888:	3957	" " "	3216
" " 1889:	4018	" " "	2981
" " 1890:	4032	" " "	2975
" " 1892:	4112	" " "	2953

Erst von diesem Jahr ab beginnt wieder das allmähliche Steigen der Anzahl der Referendarien. Der Verfasser hat, um das Anwachsen des Referendariates zu zeigen, die Bestände von 1875 mit 1883 und von 1905 mit 6523 einander gegenübergestellt. Dabei darf aber ein Umstand nicht unerwähnt bleiben: Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre war ein solcher Mangel an Richtern und Assessoren eingetreten, daß etatmäßige Richterstellen längere Zeit hindurch von Referendarien mit vollem Votum verwaltet, Richter von den Kommissionen zu den Hauptgerichten und Richter von anderen Gerichten zur Hilfeleistung herangezogen wurden. So hat, zum Beispiel, der Unterzeichnete, der im Juli 1868 die damals noch nicht weggefallene Zweite Juristische Prüfung, das damalige Referendarexamen, gemacht hat, während der größten Zeit seines Referendariates Richterstellen mit vollem Votum verwaltet. Die Justizverwaltung war damals, nicht ohne eigenes Verschulden, in einen Nothstand gerathen. Denn Ende der fünfziger Jahre hatte der Justizminister durch eine öffentliche Bekanntmachung unter Hervorhebung der schlechten Anstellungsaussichten vor dem Rechtsstudium gewarnt. Aus der durch diese Warnung bewirkten Abnahme der Referendare mit ihren unangenehmen Folgen hat die Justizverwaltung damals die wohl auch heute noch richtige Lehre gezogen, daß eine große Referendarienzahl für die Verwaltung erspriesslicher und daher erstrebenswerther sei als eine kleine. Dabei ist auch zu beachten, daß die Möglichkeit der Auswahl unter einer größeren Anzahl von Bewerbern ein besseres Ergebniß verbürgt als die Auswahl aus einer beschränkten Zahl.

Wie durch die Vermehrung der Richter die Möglichkeit zu angemessener Ausbildung einer größeren Anzahl von Referendarien geringer werden soll, ist nicht ersichtlich. Eine geringere Anzahl von Richtern könnte nur eine entsprechend geringere Zahl von Referendarien ausbilden; und da es, abgesehen von dem bedenklichen Mittel der Abmahnung, nicht in der Hand der Justizverwaltung liegt und wohl auch nie liegen wird, den Andrang zum juristischen Studium und zum Referendariat einzuschränken, so wäre, wenn wir auf dem Standpunkt bleiben, daß die jungen Rechtsbesessenen ihre Ausbildung durch Richter erhalten müssen, die Verminderung der Richterzahl ein Fehler.

Dem von dem Herrn Verfasser aus seinen Betrachtungen gezogenen Fazit, daß die stete Zunahme der Richterzahl die Güte der Rechtspflege gefährde, vermag ich alſo nicht zuzustimmen.

Als ganz verfehlt muß der Vorschlag bezeichnet werden, für die Amtsrichter einen anderen Bildungsgang und eine andere Prüfung einzuführen als für die Landrichter. Abgesehen von der großen Schwierigkeit der Vorbildung und der Staatsprüfung, die für die Amtsrichter-Kandidaten doch auch eine wissenschaftliche sein müßte (sonst könnte sie ganz wegfallen), entsteht die Frage, ob sich wohl Jemand, der die Universität mit Erfolg absolviert hat, dazu hergeben würde, sich freiwillig für den Amtsrichterposten prädestinieren zu lassen, um sein Leben lang, ohne Aussicht auf Beförderung, in meistens kleinlichen Verhältnissen unter den mannichfachen Entbehrungen fortzuleben und, wenn er Familie hat, aus dem kärglichen Gehalt noch die Erziehung der Kinder außerhalb des Hauses bewirken zu müssen. Bei solcher völligen Trennung beider Richterarten würde auch die Möglichkeit entfallen, Amtsrichter an die Landgerichte zu zeitweiliger Hülfsleistung heranzuziehen, ohne die heute die schwächer besetzten Landgerichte gar nicht bestehen könnten.

Allerdings muß es als erstrebenswertes Ziel bezeichnet werden, die Amtsrichter so lange wie möglich an einer Stelle zu halten, aber nicht auf dem vorgeschlagenen Wege, der ihnen von vorn herein den Stempel der Minderwertigkeit aufbrüden würde. Dieses Ziel könnte nur dadurch erreicht werden, daß den Expektanten durch Remuneration und Funktionzulagen, die nach den örtlichen und persönlichen Verhältnissen abzumessen wären, ein reichlich zu bemessendes Äquivalent für ihre vielfachen Entbehrungen und pekuniären Opfer geboten würde.

Wenn der Herr Verfasser übrigens einen Unterschied zwischen den Amtsrichtern und den Landrichtern in der Richtung aufstellt, daß der Beruf des Landrichters darin bestehe, schwierige Rechtsfälle mit „juristischer Feinheit“ zu entscheiden, während er dem Amtsrichter die Rolle eines wohlwollenden Beraters seiner Gerichtseingesessenen in ihren Rechtsangelegenheiten und eines unparteiischen Schlichters ihrer Rechtsstreitigkeiten „mehr durch Vergleich denn durch Urteil“ zuweist, so hat zwar als Zivilprozeßrichter mitunter Gelegenheit, die streitenden Theile durch einen Vergleich zu vereinigen, während er in den weitaus meisten Fällen durch Urteil den Rechtsstreit zu entscheiden hat, dem vielfach eben so schwierige Rechtsfragen zu Grunde liegen wie den landgerichtlichen Prozessen. In den sehr wichtigen Funktionen als Grundbuch-, Schöff-, Konkurs- oder Zwangsvollstreckungsrichter hat er aber keine Gelegenheit, die ihm zugewiesene Vermittlerrolle zu spielen.

Und was das für Landrichter beanspruchte Erforderniß, schwierige Rechtsfälle mit „juristischer Feinheit“ zu entscheiden, anbetrifft, so erscheint es doch sehr fraglich, ob „Mittelmäßigkeiten“, die ja nach der Ansicht des Herrn Verfassers unvermeidlich unterlaufen, nicht besser als Landrichter untergebracht sind als in Amtsrichterstellen. Denn beim Landgericht ist ihnen die Möglichkeit der Anlehnung an andere Mitglieder des Kollegiums gegeben, während sie als Amtsrichter auf eigenen Füßen stehen müssen. Uebrigens legt das Recht suchende Publikum, für das die Gerichte da sind, auf juristische Feinheiten, für die es kein Verständniß hat, weniger Werth als auf die Bethätigung eines praktischen Blickes und gesunden Urtheiles.

Elbing.

Landgerichtsdirektor Kaufher, Weheimer Justizrath.

II. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat über das Verhältniß des Professors Overbeck zu ihrem Bruder und zu dessen Nachlaß in der „Zukunft“ Einiges veröffentlicht. Dagegen wendet sich die folgende Erklärung:

Professor Overbeck hat in Turin nicht Manuskripte gesichtet, um dort welche zurückzulassen oder zu verbrennen. In Turin ist weder Etwas zurückgeblieben noch verbrannt worden. Sämmtliche dort vorhandene Niederschriften, leserliche und unleserliche, die gleich mitzunehmen unmöglich war, da es an dem nöthigen Verpackungsmaterial fehlte, sind zuerst nach Basel und später der Mutter Niepsches gesandt worden. Für die Thatsache, daß nie Etwas verbrannt noch zurückgeblieben ist, liegen vollgiltige Beweise vor, die Frau Förster zu entkräften nicht einmal unternimmt, sondern denen sie stets nur ihre falsche Auffassung entgegenstellt. Was der italienische Bekannte aus Turin schrieb, beruht auf Irrthum. Dieser Herr hat selbst nichts mehr finden können, da Alles längst nach Basel abgeschickt worden war.

Frau Förster weiß nur von ihr angebotenen Handschriften, die aus Turin stammen können. Darauf baut sie gleich wieder die Gewißheit, daß diese die „unleserlichen Handschriften“ seien, von denen Overbeck spricht. Zuerst mußte Frau Förster einmal einen Beweis dafür zu erbringen versuchen, daß in Turin überhaupt Etwas liegen geblieben ist: diesen Versuch hat sie noch niemals gemacht, woraus man wohl schließen darf, daß er eben nicht möglich ist. Noch einmal sei hier betont, daß Overbeck nichts verbrannt und nichts vernichtet hat, was Niepsches Handschrift trug, und daß Alles der Mutter eingeliefert wurde, als sie es wünschte.

Es ist nicht wahr, daß Frau Pastor Niepsche dem Professor Overbeck die Sorge für die literarischen Angelegenheiten ihres Sohnes übertragen hat. Sie sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß nach Sils-Maria nicht geschrieben, sondern dort Alles einstweilen so gelassen werde, wie es Niepsche bei seiner Abreise im Herbst eingerichtet hatte. Frau Pastor hoffte damals zuversichtlich auf die Wiederherstellung ihres Sohnes. Es existirt kein Brief, der eine Abmachung dieser Art enthielte. Das einzige Abkommen, das es gab, bestand in der Vereinbarung, daß Overbeck Niepsches Angelegenheiten in Basel weiter besorge und mit Herrn Peter Gast gemeinsam sich berathe. Das ist auch geschehen. Frau Pastor Niepsche hat Overbeck nie die Fürsorge für die Manuskripte übertragen; sie bat nur, die von Turin erwarteten Kisten einstweilen bei ihm stehen lassen zu dürfen, da sie dafür keinen Platz hatte. Die Manuskripte waren ja verstreut, einige in der Druckerei, andere bei Herrn Peter Gast, der das „Eccce homo“ nach Venedig mitnahm. Wären Manuskripte verloren gegangen, so könnten sie ja in den Druckereien und bei Herrn Peter Gast verloren sein. Overbeck schrieb den „Antichrist“ nicht zum Hausgebrauch ab, sondern, um dessen Existenz besser zu sichern; so, wünschte er, solle es Herr Peter Gast mit „Eccce homo“ thun, was denn auch später geschah. Overbeck hat dem Nachlaß Niepsches nie gering geschätzt (Das ist eine leere Behauptung) und hat selbst keine Zettelchen, nicht nur die fertigen Abschriften, der Mutter übergeben. Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß Peter Gast ihn mehrmals an in Sils liegende Manuskripte erinnert habe. Peter Gast hat ein einziges Mal an Bücher in Sils erinnert, worauf Overbeck sogleich schrieb. Peter Gast hat, wie seine Korrespondenz mit Overbeck ergibt, nie an Manuskripte in Sils gedacht.

Ueber die in Sils zurückgebliebenen, von Niepsche selbst aufgegebenen Konzeptpapiere, von denen der Brief des Herrn Peit berichtet, steht längst fest, daß Herr Durich sie, statt sie zu verbrennen, bis zum Jahr 1893 an interessirte Reisende abgab und nachher, auf die Reklamation Overbecks, die noch vorhandenen Papiere an die Familie zurücksandte. Bis heute ist nur in der Phantasie der Frau

Förster-Niehsche erwiesen, daß in Sils, wie in Turin, Manuskripte ihres Bruders abhanden gekommen seien; und nun gar wirkliche Abschriften von fertigen Werken. Auch die ganze Darstellung der Frau Förster, ihre Annahme von Blättern, die Durisch neben andere, ihm nicht überlassene Manuskripte in den Schrank gelegt habe, schwebt in der Luft. In einem bestimmten Schrank hatten Bücher gelegen, die Durisch in eine Kiste gepackt hatte. Frau Pastor Niehsche ließ im Sommer 1890 ihrem Sohn gehörende Gegenstände kommen und bat Herrn Durisch, das Uebrige noch aufzubewahren. Die Angabe, daß Herr Durisch diese Dinge jetzt immer wieder anders erzählte, hat Frau Förster allein zu verantworten. Best steht zunächst, daß in Sils keine Manuskripte lagen und daß Overbed mit der Sorge für die stiller Hinterlassenschaft nicht betraut war.

Frau Förster behauptet, was jetzt noch an Handschriften zirkulire, könne nur aus Turin oder Sils stammen. Weshalb denn? Frau Förster vergißt die Druckereien und Herrn Peter Gast; auch andere Zufälligkeiten, von denen nicht zu reden ist, weil man nichts davon weiß. Frau Förster weiß ja selbst, daß das Manuskript zum „Hall Wagner“ in der Druckerei verloren gegangen ist, und kommt nicht zu dem einfachen Schluß, daß das der Frau Dr. Dehmel angebotene Manuskript eben dieses gewesen sein könne und immer wieder von Zeit zu Zeit spuke und sie narre. Ein in Deutschland gebliebenes Manuskript, das in Deutschland angeboten wird: was ist denn daran so verwunderlich? Daß in Turin oder Sils ein Manuskript verloren gegangen ist, dafür fehlt bis heute jeder Beweis.

Frau Professor Overbed

III. Antwort:

1. Nach Overbeds eigenem Zeugniß (Brief an Peter Gast vom zwanzigsten Januar 1889) sind in Turin Manuskripte meines Bruders liegen geblieben und von ihm vernichtet worden. Das ist von dem Rechtsanwalt der Frau Overbed und von dem von ihr informirten Dr. E. Horneffer bereits zugegeben. Auf die Aufrufe hin hat man mir Manuskripte angeboten, die nur aus Turin stammen können, weil es (übrigens sehr interessante) Vorarbeiten zum „Ecce Homo“ sind. Ich habe diese Manuskripte gekauft. Am zwanzigsten März 1907 erbot sich wiederum ein Vermittler, mir Manuskripte aus Turin zu verschaffen. Er schreibt mir: „Im letzten Sommer wurde mir ein junger Doktor juris vorgestellt, der mir im Lauf des leider nur kurzen Gesprächs eröffnete, daß er neuerdings seine schon umfangreiche Autographensammlung durch mehrere werthvolle Niehsche-Manuskripte erweitert habe. Nach der Herkunft dieser Originale gefragt, erzählte der Herr mir dann, daß sein Oheim ein wohlhabender Rentier, sie ihm zum Geschenk gemacht, nachdem er sie selbst in Turin für wenige Pfennige erworben und Jahre lang achtlos bei Seite gelegt hatte.“ Man sieht, wie sehr sich der treffliche italienische Hauswirth meines Bruders in seinen Angaben geirrt hat.

2. Unsere Mutter hat dem Professor Overbed im Januar 1889 in aller Form die Fürsorge für den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders übergeben. Damit kein Mißverständnis entstehen könne, hat sie an Overbed Anfang April 1889 noch einmal geschrieben. Overbed antwortete am vierzehnten April 1889, um „sofort ein Mißverständnis zu beseitigen“: „Ich bitte Sie, ja mir zu glauben, daß es mir durchaus nicht darum zu thun ist, mich der Führung der Angelegenheiten Ihres Sohnes, so weit sie mir jetzt obliegt, zu entledigen. Sind Sie damit einverstanden oder geschicht Ihnen gar ein Dienst damit, daß ich sie weiter behalte,

so versteht es sich von selbst, daß es damit so bleibt, wie es ist. Meinerseits ist von irgend einem Opfer dabei nicht die Rede. Gingen die Dinge so fort wie in den ersten Wochen vor einem Vierteljahr und so lange insbesondere die Verhandlungen mit Raumann gingen, so würde ich freilich beim besten Willen nicht anders können, als an meine Erleichterung zu denken. Allein so, wie nun Alles geregelt und in Gang gebracht ist, reduziert sich Das, was ich zu thun habe, auf so geringfügige und so wenig Zeit erfordernde Dinge, daß ernstlich nicht davon zu reden ist.“ Auch in einem Brief an Peter Gast vom dreiundzwanzigsten Februar 1889 schreibt Overbeck: „Unter Anderem bin ich gar nicht beruhigt über das Schicksal von Niepsches literarischem Nachlaß, wenn uns, ich meine Ihnen und mir, die Entscheidung darüber entzogen ist.“ Dabei muß ich ausdrücklich bemerken, daß Herr Peter Gast in keiner Weise von meiner Mutter direkt beauftragt gewesen ist, sondern daß ihn nur Overbeck zu seiner Erleichterung herangezogen hat. Overbeck selbst behält sich die Verantwortung vor und schreibt in dem selben Brief, in dem die Frage der Veröffentlichung des „Ecco Homo“ verhandelt wird (Peter Gast wünschte sie, Overbeck wollte sie nicht): „Auf jeden Fall wiederhole ich meine Bitte um Mittheilung des Manuskriptes, wenn Sie es entbehren können, damit ich mich in vollkommener Kenntniß der Sache entscheide, ob ich Ihnen die Verantwortlichkeit allein dabei überlasse, worin ich auch um meiner darin Raumann abzugehenden Erklärung willen vollkommen im Klaren sein muß.“ Overbeck zieht nachher das „Ecco Homo“ aus dem Druck und von der Veröffentlichung zurück, im Gegensatz zu der Ansicht Peter Gasts, und würde damit eine vollkommen ungesegnete Handlung begangen haben, wenn er nicht in jeder Hinsicht von unserer Mutter autorisirt gewesen wäre, über den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders frei zu verfügen. Die Firma G. W. Raumann hätte dann allen Grund, gegen Overbecks Erbin gerichtlich vorzugehen und auf Schadensersatz zu klagen.

Overbeck hat übrigens nie bestritten, daß er die Verantwortung für den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders nach dessen Erkrankung übernommen habe. Gerade deshalb war er so gekränkt, daß ich nach fünf Jahren noch Manuskripte aus Sils-Maria erhielt; ich habe übrigens im Winter 1893/94 an Durisch geschrieben, nicht Overbeck, und Durisch behauptete, daß er erst durch meinen Brief erfahren habe, wie werthvoll jede Handschrift meines Bruders sei. Overbeck fühlte sich auch dadurch beleidigt, daß im Frühjahr 1894 Herr Gustav Raumann, der in meinem Auftrag in Genua nach den Manuskripten suchte, eine reiche Fülle der wichtigsten Handschriften dort auffand. Das ist ja die einzige Ursache der Differenz zwischen Overbeck und mir. Als er im Sommer 1892 die zu den Werken meines Bruders gehörigen Handschriften meiner Mutter gab, behielt Overbeck seine Abschrift des „Antichrist“ zurück. Als der „Antichrist“ zwei Jahre danach gedruckt werden sollte, bat Dr. Kögel, der das Manuskript nicht noch einmal für den Druck abschreiben wollte, den Professor um seine Abschrift. Er gab sie für diesen Zweck her, erklärte aber, sie für sich gemacht zu haben. An die in Sils-Maria liegenden gebliebenen Manuskripte hatte Peter Gast den Professor schon 1890, bei dessen Besuch in Jena, mehrfach erinnert.

3. Alles, was Frau Overbeck über Sils-Maria behauptet, ist apokryph und mißverstanden. Ich gebe mir gar nicht die Mühe, es zu widerlegen, da der (in der „Zukunft“ abgedruckte) eidllich beglaubigte Brief des Herrn Henri Petit den genauesten Anschluß giebt. Frau Overbeck verwechelt immer wieder die Kleidung-

stücke meines Bruders, die sich meine Mutter nach Naumburg kommen ließ, mit den Handschriften zu seinen Werken.

4. Weber in der Druckerei noch bei Herrn Gast kann der „Fall Wagner“ verloren gegangen sein. Es handelt sich aber bei der schon 1894 so hoch bewerteten Handschrift meines Bruders gar nicht um den „Fall Wagner“ oder ein anderes Druckmanuskript, sondern um eine ganz unbekannte Handschrift meines Bruders. Frau Dr. Dehmel hat ausdrücklich erklärt, daß die ihr angebotene Handschrift nicht der „Fall Wagner“ gewesen sei, was ja bereits der für 1894 außerordentlich hohe Preis beweist. Auch mir ist von dem Vermittler, der mir das Manuskript doch noch zu verschaffen hofft, bestimmt gesagt worden, daß es sich nicht um den „Fall Wagner“ oder ein anderes Druckmanuskript handelt; daran würde ich ja nicht solche Mühe und so außerordentlich hohe Kosten wenden.

Ich glaube, daß diese Thatsachen deutlich beweisen, wie gut begründet jede meiner Äußerungen in dem Artikel „Verlorene Handschriften“ ist.

Weimar.

Elisabeth Förster-Niepsche.

IV. Ueber das Thema „Niepsche und Stirner“ hat Professor Franz Overbeck im Frühjahr 1899 auch mit mir des Längeren korrespondirt. Damals stimmten Overbeck und ich darin ungefähr überein, daß Niepsches Bekanntschaft mit Stirner nicht nur nicht zu erweisen, sondern auch unwahrscheinlich sei. Um so mehr war ich überrascht, in Overbeds „Erinnerungen“ plötzlich die Bekanntschaft Niepsches mit Stirner dennoch behauptet zu sehen, und zwar unter Berufung auf Professor Baumgartner. Baumgartner giebt aber in seinem Brief vom April 1899 an Professor Joel zu verstehen, daß Niepsche seine Stirner-Kenntniß vielleicht nur aus der kurzen Charakteristik habe, die Friedrich Albert Lange von Stirners Buch giebt. Das war stets auch meine Ansicht. Mit Lange hat sich Niepsche eingehend beschäftigt, durch ihn ist er auf manches ihm ferner Liegende geführt worden, was in seine Studien (zumal über die demokritische und epikureische Atomistik) gehörte; zum Beispiel: auf Cassendi und Boscovich. Stirners Buch selbst aber ist Niepsche, nach Allem, was ich aus unserem dreizehnjährigen Verkehr weiß, unbekannt geblieben. Langes Worte über Stirner mögen auf Niepsche starken Eindruck gemacht haben, Niepsche mag sich vorgenommen haben, Stirner daraufhin zu lesen: zur Ausführung seines Vorsatzes ist es aber nicht gekommen. An dieser auf äußeren und inneren Gründen beruhenden Ueberzeugung muß ich festhalten, so lange mir nicht andere Zeugnisse entgegen-treten, als es Overbeds „Erinnerungen an Niepsche“ sind. Denn diese halte ich, offen gestanden, für zweifelhaften Werthes. Ihr Erscheinen hat mir um Overbeds willen wehgethan: sie sind aus der Verstimmung des Alters geschrieben, dem fast nichts mehr recht ist und unter dessen Einfluß sich selbst das Bild der eigenen Vergangenheit trübt. Ein solcher Zustand der Lieblosigkeit und Gedächtnißschwäche ist aber nicht mehr einer, der zur gerechten Beurtheilung eines so wunderbaren Mannes wie Niepsche befähigt. Hier mußte das Erste sein, Niepsches Größe zu sehen, sein Verdienst, seine befreiende, befruchtende Wirkung; im Sonnenlicht dieser Eigenschaften hätte dann auch für Overbeck so Vieles, das er verkennt, an Bedeutung gewonnen oder verloren, je nach der Größe der Auffassung. Um diese aber hat sich Overbeck in seinen „Erinnerungen“ so wenig bemüht, daß ihnen im Verhältnis zu Niepsche, selbst wo sie rein Thatsächliches berichten, nur sehr relative Gültigkeit zugesprochen ist.

Weimar.

Peter Gast.

Gedichte. *)

Meiner Mutter.

Für jede Güte hab' ich Blide,
für jede Liebe trag' ich Dank:
bei Einer nur kann mirs nicht glücken,
von der ich Blut und Leben trank.

Noch immer fühle ich es rinnen
geheimnißvoll in mich hinein
und ich empfinde Sein und Sinnen,
wie einst, noch immer nicht als mein.

für dieses Schenken ohne Schranken,
für dieses Strömen ohne Ruh',
ach, wo und wem nur sollt' ich danken —
denn Du bist ich und ich bin Du.

Meiner Schwester.

Auf dem Platz seh' ich Dich stehn vorm Hause.
In das graue Wintermäntelchen
Dich verkriechend, suchst Du nach der bleichen
Mittagsonne, die nur hin und wieder
mühsam durch die müden Wolken blickt.
Nun bemerkst Du mich und kommst entgegen
mir gelächelt; und das eine Lid
schließend, äugst Du nun possierlich mich
seitwärts an wie Dein geliebter Lori.
Lachend gehn wir weiter und Du plauderst.
Deiner Laune froh, bemerk' ich kaum,
wie die Stimme schon so heiser klingt
und wie Du Dich mühst, den Mund zu schühen,
wenn ein kalter Windstoß durch die kahlen
Baumalleen läuft, um immer wieder
bleiche Sonneninseln wegzuscheuchen.

*) Ein neuer Lyriker. Nicht ein behender Epigone, der mit Ererbtem Flug Haus hält. Nicht Einer, den man in eine bestimmte „Richtung“ weisen und dessen kunstvolle Wortfügungen man, wie im Schaufenster funkelnbe Juwelen, anstaunen kann. Der junge Herr Hans Böhm giebt nur selbst Empfundenes. Giebt es so schlicht, wie es ihm ins Bewußtsein trat. Sucht sein Gefühl nicht, ehe ers über die Lippe läßt, mit künstlich beschleunigtem Athem blank zu pußen. Den Schein der Kemuth scheut er nicht; nur den prozigigen Effektsucht. Doch hat er viele Töne; für mein Ohr schon den Ton einer Persönlichkeit. Herr Ferdinand Avenarius, ein hellhöriger Erkenner werdender Dichter und selbst ein Poet, hat ihn gefunden. Ich will heute nur auf diese Hoffnung hinweisen und dem Dichter, den man hier zum ersten Mal hört, nicht kommentirend noch gar kritischend dreinreden. Seine „Gedichte“ sind bei Georg D. W. Callwey in München erschienen.

Letzte Tage.

Die Augen übergroß und dunkelsehnd
 ließ unaufhörlich sie durchs Zimmer wandern,
 in schwerem Sinnen, steinern ernst.
 Was träumst Du nur, schweigend verglimmendes Leben?
 Fühlst Du Dich schwinden? Ist es Lust? Sinds Qualen?
 Fast hätt' ichs laut hinausgeschluchzt.

Ob unsern Thränenheißen Blick sie spürte?
 Die Augensterne auf uns sehend, sah sie
 uns lange an, durchdringend, streng.
 Nun kannte sie uns; und das Todesantlig
 bewegte mühsam sich zu einem Lächeln,
 daß Aug' und Herz uns überquoll.

Tot.

So jenseits der Klage,
 so jenseits der Lust, —
 Vom Menschenwesen
 hat je sie gewußt?

Geheimnißvoll stille
 in Stunden nur
 wandelt sich leise
 der Züge Spur.

Und immer wieder
 herzu wir gehn,
 als müßt' in den Mienen
 das Schlußwort sehn.

das über sich selber
 di's Leben sagt, —
 obs dankbar sich segnet,
 verzweifelt klagt.

Der alternde Mörke.

Nach, der Greis, er sucht nach der goldenen Schaufel,
 die ihm einst die Himmlischen täglich reichten,
 daß er, drin sich wiegend, der ewgen Dinge
 Rhythmus in sich wieder erklingen höre.
 Oft fand im Traum er, im halben Wachen
 in die Götterschaukel gehoben sich; und
 tief durchpulst von Himmelsgeräuschen, schrieb er
 gottgeheißne Worte unwachend nieder.

Blies ihn an der duftige Mund des Frühlings,
 schwirrte um ihn mystisches Nachtgetöse,
 lachte morgenselig der Blick der Liebsten

ihm entgegen, daß er in heißem Schauer
aufwärts hob die Hände, des Worts unermüdet:
sieh, schon trugs hinauf ihn zu heller Höhe
und des Herzens glückliche Unrast fügte
tiefberuhigt sich zu dem Schaukelstakte
lüstleichter, nie noch gehörter Rhythmen.

Ach, der Greis! Er sucht nach der goldnen Schaukel
Zu der Heimath eilt er, den Jugendstätten,
Dort im Garten unter dem Birnbaum klang dem
Knaben einst das Göttergeräth zuerst aus
blütheweissen Zweigen lustbebend nieder.
Ach, nicht tönts ihm heute; es stehn entgöttert
Baum und Garten, ob er mit heißer Hast auch
sucht und sucht —

Armer Greis, nie klingt sie Dir mehr, die Goldnel
Keinem müd gebrechlichen Leibe will der
Götter grausam heitere Jugend ihrer
Dichterwiege zierlich Geräth vertrauen.
Laß, laß ab denn, ruhelos zuckend Herze, —
bald zu Dir kommt, der Dich auf ewig stillt.

Aber vorher segne Du uns und bete,
daß auch wir, dieweil wir in Jugend blühen,
Deines goldnen Sitzes theilhaftig werden.
Leichter mag dann fallen, den letzten Gang zu
wandern, der jetzt schweigend vor Dir aufdunkelt.

Die Mumie.

Schwarze Mandelaugen vor mir,
ein Gesicht von dunkler Bronze.
Schmale Lippen gleich rothbraunen
Schnecken gleiten über spitzen
gelben Zähnen auseinander,
Von den eingesunkenen Wangen
zieht die dünne Haut ein lautlos
Grinsen zu den Backenknochen.
In dem Glasgehäuse neulich
sah ich ihn. Was will er doch?

Und nun sind wir auf der Straße
und ich muß ihm Alles zeigen,
dem fünftausend Jahre Alten.
O daß wir vor ihm bestünden!
Alle kann er uns verderben.
Er ist mächtig, er ist böse:
finster glupt er auf die Häuser,

Plätze, Brunnen, — auf die Kirchen.
Kalt ein Hauch, unfremder Dunst
bläst herüber und ich habe,
hab' kein Wort für ihn.
O was soll das Alles werden!

Plötzlich steht ein Mädchen²dräben;
blühend lächeln seine Lippen.
Froh vertraut wink' ich ihr zu,
zeige stolz dem Andern sie.
Aber Der — ein wildes Lachen
wihert er und schon voll arger
Heidengier stürzt er sich auf mein
liebes Mädchen. Ich dazwischen,
Wuth in mir und Grauen.

Da erstarrt er jäh. Das Haupt
biegt sich rückwärts. Ueber Stirn und
Schlaf erschwillt ihm eine breite
Narbe, röthet, feuchtet sich.
Ein Axt halt' ich und senke
in die weich aufbrechende Wunde.
Und ich drück' und stoß' und stemme:
„Tief, tief, tief hinab mit Dir,
Heidenhund!“

Jesu Mutter

Ev. Marc. III.

Jesus, von jungen Thaten stark,
fuhr wieder in seine Heimathmark,
in fremder Männer froher Schaar
kam er, da seine Mutter war.
Geschrei und Hohn; und zu ihr treten
Jesu Geschwister: „Siehst Du den Propheten?“

Maria hörts mit dunkeln Gesicht:
„Einen Propheten, den kenn' ich nicht.
Ist nur ein Sohn, der mir bewußt;
hier trug ich ihn an dieser Brust
und zog ihn auf mit Lust und Scherz
und zog ihn auf in Angst und Schmerz.
Und ob noch Andre gekommen sind,
er war mir doch das liebste Kind
und hab' ihm Alles anvertraut,
ihn wie den Vater angeschaut.
Doch Du! Was war Dir meine Liebe und²leid!
Schlichst lieber in Deine Einsamkeit,

mochst lieber so hoch in Gedanken schweifen,
 die wir Dummen ja nie begreifen,
 mochtest lieber Dich zu Fremden setzen,
 konnten Dir besser zum Munde schwaugen,
 wußten ja mehr und früher von Dir
 als Deine Mutter und Brüder hier.“
 Und Die: „Ja, uns hat er vergessen.
 Laß ihn gehn. Er ist ja besessen!“

Jesus ein Trauern überkam,
 da er sah den Haß und Gram.
 Wußte, es drängen nicht Blick noch Worte
 jetzt durch ihrer Herzen Pforte.
 Schaute drum nur groß und klar
 auf die geliebte Jüngerschaft:
 „Wahrlich, Der ist mir verwandt,
 der mich gehört und mich erkennt.
 Wer ist gleich wie ich gesinnt,
 ist mir Mutter und Mutterkind.“

Schied sich so von seinem Haus,
 fuhr zu neuen Werken aus.
 Aber der Frau am verlassenem Ort
 klang ein heimlich-hohes Wort:
 „Wann sie Alle von ihm gehn,
 Maria soll unter dem Kreuze stehn.“

Köln.

Hans Böhm.



Bodenkreditanstalten.

Seit einigen Wochen ist an der frankfurter und an der münchener Börse der Kurs der Pfandbriefe der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg gestiegen. Von dieser Bank sprach ich hier schon. Die Generalversammlung vom zwanzigsten Februar war zum Tribunal für den jetzt beseitigten Staatskommissar Trümmer geworden; und die Vertreter der Bankiers Ansbacher benutzten die Gelegenheit, um die Verwaltung öffentlich der Bilanzverschleierung, tadelswerther Beleihungen und der Jagd nach Lantienen anzuklagen. Schließlich gelang es, nach stürmischer Debatte, dem Vorstand, die bayerische Regierung zur Berufung einer Kommission zu bestimmen, die alle gegen die Bank erhobenen Vorwürfe prüfen soll. Die Minorität, die aus der Ansbachergruppe besteht, hat alle Beschlüsse der Generalversammlung angefochten; dieser Prozeß, in dem alle Vorgänge noch einmal erörtert werden müssen, kann aber, wie der Vorsitzende im ersten Termin erklärte, unter Umständen zwei bis drei Jahre dauern. So lange durfte man mit der Revision nicht warten. Schon um zu vermeiden, daß die Revisoren durch einen Gerichtspruch beeinträchtigt werden, mußte man beide Instanzen ihre Arbeit zur selben Zeit beginnen lassen. Der neue Staatskommissar der Bayerischen Bodenkreditanstalt, der in Gemeinschaft mit einem Bank-

direktor und einem Architekten die Revision vornehmen soll, kann dabei gleich seine Sachkenntniß erweisen. Nachdem die bayerische Regierung sich zu einer Untersuchung bereit erklärt hatte, lag zunächst kein Grund vor, sich weiter mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Die Ansbacher und Genossen griffen die Bank aber von Neuem an und diese Heereiien bewirkten ein so starkes Angebot von Pfandbriefen, daß, weil die Bankleitung nicht noch höhere Beträge zurücknehmen wollte, der Kurs des Papiers gestrichen werden mußte. Der Direktion ist vorgeworfen worden, daß sie nicht mehr Pfandbriefe aufgenommen habe, um das Ansehen der Bodenkreditbank zu retten. Nun seien die Pfandbriefbesitzer geschädigt; ihr Papier sei unverkäuflich. Die allzu ängstliche Vorsicht werde aber auch der Bank schaden; denn sobald ihr Pfandbrief wieder einen Kurs habe, werde das Publikum neue Massen auf den Markt bringen.

Die Bayerische Bodenkreditanstalt hat bei dem Nun von den umlaufenden 141 Millionen Mark Pfandbriefen rund 6 Millionen aufgenommen und dann durch Rundschreiben bekannt gemacht, daß sie fürs Erste nicht mehr kaufe. Das war ihr Recht; Brauch, aber nicht Pflicht der Hypothekensbanken ist es, den Markt ihrer Pfandbriefe durch Aufnahme unverkäuflicher Beträge zu füllen. Weil die Banken nach lobenswerther Sitte den Kurs ihrer Obligationen stets kontroliren, glaubt Mancher, der Hypothekensbrief sei, wie die deutschen Anleihen, unter allen Umständen verkäuflich. Deutsche Reichsanleihe kann man, wenn man den Kursverlust nicht scheut, stets absetzen; Hypothekensobligationen finden nicht immer Käufer. Vor der würzburger haben es die norddeutschen Pfandbriefkrisen gelehrt. Troy ihrem schlechten Kursstand sind die deutschen Staatsanleihen in gewissem Sinn eben doch allen anderen Papieren überlegen. Die Hypothekenspfandbriefe kommen gleich hinter ihnen; vor vielen Stadtanleihen, die keinen Markt haben. Nach ihrem inneren Werth sind Stadtanleihen nicht schlechter als Hypothekenspfandbriefe; die äußere Werthung gleich hoch verzinsten Papiere hängt aber davon ab, ob sie leicht oder schwer verkäuflich sind. Das Publikum sieht in den fast immer gleichmäßigen Kursen der Pfandbriefe eine Bestätigung der Thatsache, daß stets reguläres Angebot und reguläre Nachfrage vorhanden ist; oft aber sind die Hypothekensbanken selbst die Käufer oder, wenn die Situation es erfordert, die Verkäufer. Weil die Meisten glauben, solche Eingriffe gebiete die Pflicht, ist die Zurückhaltung der Bayerischen Bodenkreditanstalt härter beurtheilt worden, als der Gerechtigkeit entspricht. Vielleicht hätte das Angebot nachgelassen, wenn die Bank noch 10 oder 15 Millionen zurückgenommen hätte; vielleicht wäre der Andrang dann aber noch stärker geworden und Jeder hätte versucht, seine Pfandbriefe loszuwerden. Die Bayerische Bodenkreditanstalt leidet ja nicht unter den Folgen eines vorübergehenden Mißtrauens; sie ist immer mit einiger Skepsis beobachtet, ihr Handel und Wandel ist stets scharf kritisiert worden. Die Aera Ansbacher ließ es ja auch allzu oft an der erforderlichen Vorsicht fehlen. Wer weiß, wie viele Pfandbriefinhaber die Gelegenheit benützt hätten, sich eines längst lästigen Besißes zu entäußern? Mit dieser Möglichkeit mußte die würzburger Direktion jedenfalls rechnen, der ich, im Uebrigen, zutraue, daß auch eigenes Interesse sie bewogen haben, mag, ihre Pforten den zurückströmenden Obligationen nicht allzu lange offen zu lassen. Denn Dividende und Lantien sind, selbst bei längere Zeit andauernder Stagnation des Pfandbriefverkaufes, noch nicht verloren. Ihre Haupteinnahme, den Ueberschuß der Hypotheken über die Pfandbriefzinsen, hatte die Bank schon am zweiten Januar verdient. Bis zum Tage der Generalversammlung wird vielleicht auch noch an Pro-

visiomen Einiges eingegangen sein und die Kreditseite der Gewinn- und Verlustrechnung beim nächsten Abschluß kaum erkennen lassen, wie gefährdet die Bank am Anfang des Jahres 1907 war. Da für die Pfandbriefe, denen die Bank Obdach gewährt hat, keine

Zinsen zu zahlen sind, winkt auch hier ein indirekter Gewinn, dessen die Aktionäre sich freuen dürfen. Deren Aussichten sind heute also günstiger als die der Pfandbriefbesitzer. Das ist im Prinzip nicht gerechtfertigt; denn die Interessenten der Obligationäre sollen allen anderen vorangehen. Hätte die Bodenkreditanstalt sich, durch Verpfändung von Hypotheken, 15 oder 20 Millionen Mark verschafft, um noch mehr Pfandbriefe aufnehmen zu können, so wäre sie mit einer (bei 7 Prozent Lombardzinsfuß nicht gerade kleinen) Zinsenlast behärdet, die zwar um die Summe der gesparten Pfandbriefzinsen niedriger geworden wäre, aber immer noch etliche Hunderttausende betrüge. Und wenn diese Extraausgabe so groß geworden wäre, daß sie den Zinsüberschuß aufzehrte, dann gäbe es keine Dividende mehr, bis die Bank ihre Pfandbriefe wieder verkaufen könnte. Wann diese Möglichkeit sich bieten wird, ist noch nicht abzusehen. Ergiebt die Revision nichts Belastendes, stellt sich heraus, daß die als Unterlage für die Pfandbriefe dienenden Hypotheken einwandfrei sind, so ist kein Grund mehr, den inneren Werth der Obligationen in Frage zu stellen. Die Pfandbriefbesitzer werden von der Bodenkreditanstalt ihre Zinsen pünktlich und ungefärgt erhalten, den einzigen Anspruch, den sie an die Bank haben, also befriedigt sehen. Wer die Schuldverschreibung einer Hypothekenbank kauft, erwirbt damit das Recht auf einen bestimmten Zinsbetrag, nicht aber auch darauf, daß die Bank die Schuldverschreibung zu jeder Zeit einlösen muß. Dazu verpflichtet sie sich meist erst nach Ablauf einer Reihe von Jahren. Bis dahin sind die Pfandbriefe unkündbar und unverlosbar; was inzwischen mit ihnen geschieht; danach braucht die Bank nicht zu fragen.

Der Kurs wurde gestrichen, weil das Angebot groß, die Nachfrage minimal war. Die Börsenordnungen geben, nach dem Paragraphen 29 des Börsengesetzes, dem Börsenvorstande das Recht, die Festsetzung eines Börsenpreises zu verweigern, wenn die vorliegenden Aufträge die Normirung eines Kurzes, der ein Urtheil über die wirkliche Lage des Geschäftes ermögdlicht, nicht zulassen. Als Börsenpreis ist, nach dem Gesetz, der Kurs festzusetzen, der nach dem Verlauf des Börsentages der wirklichen Geschäftslage entspricht. Dem Ermessen der Börsenorgane ist überlassen, wann sie den Kurs streichen wollen. Im Allgemeinen geschieht, wenn nach relativ geringem Geschäft eine unverhältnißmäßig große Kursänderung nothwendig gewesen wäre; mag es auf dem Markt nun an Verkäufern oder an Käufern gefehlt haben. Bei einem Angebot von 20000 Mark müßte, ohne entsprechende Nachfrage, der Kurs um mehrere Prozent herabgesetzt werden. Um einen so abnormen Preisunterschied zu vermeiden, streicht man die Notiz und läßt dadurch erkennen, daß es an diesem Tag keinen Markt für das Papier gab. Der Ausweg, zwei Kurse zu notiren, einen Brief- und einen Geldkurs, würde an das selbe Ziel führen wie eine niedrige Geldnotiz. Absolut unverkäuflich sind die Pfandbriefe ja nicht; es kommt nur darauf an, wie man sie hergeben will. Die vierprozentigen Obligationen der Bayerischen Bodenkreditanstalt sind unter der Hand zu 94 verkauft worden, also zu einem Kurs, der tief unter dem normalen blieb. In der Presse stand, die Börsenorgane hätten beschlossen, den Kurs der würzburger Pfandbriefe während der ganzen Dauer der Revision nicht zu notiren. Das ist nicht richtig. Solcher Beschluß hätte die Verkaufsfreiheit in unzulässiger Weise beschränkt. Wenn die Gemüthler sich wieder beruhigt haben, giebt's vielleicht

auch wieder einen regulären Umsatz der Pfandbriefe. Diese Möglichkeit darf nicht durch eine auf unbestimmte Zeit erlassene Verfügung ausgeschlossen werden.

Für die übrigen bayerischen Hypothekendarlehen ist ein Blick, daß die Pfandbriefe der Bayerischen Bodenkreditanstalt nicht mündelsicher sind; sonst hätte man wieder gesagt, es sei bitteres Unrecht, den bayerischen Pfandbriefen die Mündelsicherheit zuerkennen, während den preussischen dieses Privilegium fehlt. Riquel hat sich, in Uebereinstimmung mit Voigts bekannter Brochure, gegen die Gewährung der Mündelsicherheit erklärt; aber nicht etwa, weil er diese Papiere nicht für sicher genug hielt, sondern, um den Staatsanleihen eine unerwünschte Konkurrenz fern zu halten. Bayern hat auf diesem Gebiet freilich besser als Preußen. Die würzburger Pfandbriefe sind von dem Privileg ausgeschlossen, weil die Bank vor dem Beginn der Wirksamkeit des Bürgerlichen Gesetzbuches, dem letzten Termin, der die Verleihung der Mündelsicherheit ohne Bundesrathsbeschluß ermöglichte, noch zu jung war, um genügende Garantien zu bieten. Daß die bayerische Regierung seit 1900 im Bundesrath nicht die Mündelsicherheit für die Würzburger beantragt hat, ist um so erklärlicher, als auch für die preussischen Hypothekendarlehen kein solcher Antrag gestellt worden ist. Eine andere Frage ist, ob die übrigen bayerischen Pfandbriefbanken nicht gut daran gethan hätten, die Pfandbriefe der Würzburgerin für eine Weile aufzunehmen, statt in mehr oder minder verblümter Weise den Umtausch der würzburger gegen ihre eigenen Obligationen zu empfehlen. Jeder Geschäftsmann freut sich über die Schlappe der Konkurrenz. Das ist nur menschlich. Hier aber handelt sich nicht nur um das Wohl und Weh der einen Bank, sondern um ein Interesse des ganzen Pfandbriefmarktes. Der würzburger Skandal kann das Pfandbriefgeschäft arg schädigen. Deshalb durften die Konkurrenten nicht schadenfroh im Hintergrund bleiben. Bei den Bankiers, die den Verkauf der Pfandbriefe besorgen, gab der Wegfall der Bonifikationen zu Ungunsten der würzburger Schuldverschreibungen den Ausschlag. In den Rundschreiben an ihre Kundschaft haben sie zwar nicht direkt zum Verkauf der würzburger Pfandbriefe gerathen (so dumm sind sie nicht; man will sich doch nicht die Möglichkeit abschneiden, später wieder anständige Vermittlergebühren zu bekommen), aber gesagt, unter den obwaltenden Umständen sei immerhin zu empfehlen, sich lieber etwas Anderes zu kaufen. Und das Publikum verschleuderte seine Pfandbriefe und kaufte dafür „tollsichere“ amerikanische Eisenbahnpapiere. Ueber den Mißbrauch, der mit den Verkaufsbonifikationen beim Pfandbriefgeschäft getrieben wird, könnte nach der würzburger Affaire wieder Einiges gesagt werden. Wenn die Banken einander nicht in der Gewährung hoher Vergütungen überbieten, wären sie in der Noth nicht so rasch von ihren „Freunden“ verlassen.

Was aus der Bayerischen Bodenkreditanstalt werden wird? Man muß es abwarten. Die Revisoren sollten sich mit ihrer Arbeit beeilen und die Theilergebnisse der Untersuchung sofort veröffentlichen. Sensationen werden nicht erwartet. Die Pfandbriefe gelten für gesund. Kommt nicht noch sehr Schlimmes heraus, dann war die Hege leichtfertig unternommen. Noch sehe ich keine Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Pfandbriefverkaufes. Die Erbitterung über die geringe Rückkaufsumme der Bank erschwert einstweilen den Absatz. Vielleicht wäre der Anschluß an eine andere Hypothekendarlehenbank zu erwägen. Ist ein bayerisches Unternehmen für solchen Plan nicht zu haben, so wird vielleicht ein nord- oder mitteldeutsches Institut die Gelegenheit wahrnehmen, sich in Süddeutschland einen Markt für seine Pfandbriefe zu schaffen. Denn daß eine Hypothekendarlehenbank, die in Schwierigkeiten gerieth, wieder lebensfähig gemacht werden kann, hat die Metamorphose der einst viel schwerer belasteten Pommerndank gezeigt. Von

Verlag von Wiegandt & Griepen (G. K. Sarasin) in Berlin SW. N.

Demnächst erscheint:

Paul Ilg, Gedichte.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Misstrauen ist immer das erste, was man einem neuen Gedichtbände entgegenbringt. Meistens mit Recht. Und dennoch übergibt hier Paul Ilg seine Verse und Lieder, in einem Bande gesammelt, der Öffentlichkeit, nachdem einige davon, einem weiteren Kreise vorgelegt, schon manches Herz erheitert und sich die Gunst der Frauen erobert haben. Beim Lesen einiger dieser Gedichte wird man bald gewahr werden, dass hier der rechte Ton besser getroffen ist als in manchen anderen Liedern, und dass diese Verse wohl geeignet sind, in den Herzen vieler ein Echo zu finden.

Hermann Kurz, Die Schartenmattler.

Roman.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hermann Kurz, ein in der Schweiz durch seine Schauspiele schon vorteilhaft bekannter Autor, gibt uns hier eine schlichte und doch so inhaltreiche Bauerngeschichte. — Was sind das für echte Menschen und wie ist da Alles voll Kraft und rechter Bauernart! Freilich umsonst nennt man die Leute jener Gegend nicht die Schwarzbuben, zart besetzt sind sie nicht und an Wortreichtum kranken sie auch nicht. Was sie aber tun, das ist nicht zu ändern, und was sie sagen, das glauben wir ihnen . . .

Hermann Burte, Drei Einakter. K. W. F. Solger, Erwin.

M. 3.—, geb. M. 4.—.

Diese drei so verschiedenen Stücke geben ein getreues Bild von dem Verfassers, eines Alemannen, Eigenart. Etwas fällt sofort auf: bei den Modernen ist Burte nicht in die Schule gegangen. Die Stücke sind spannend, voll gut geprägter Ausdrücke und Gedanken.

Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Solger ist der einzige unter den Romantikern, der die Kunstanschauung der gesamten Romantik zusammenfassend ausgesprochen hat. Wie kein anderes Buch vermag der „Erwin“ (1815 erschienen) den Leser in jene Periode der Kunst und Philosophie zu versetzen, die unserer eigenen Zeit in so vielen Dingen ähnlich ist.

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft.

Berlin W. 56, Jägerstr. 40.

Reichsbank-Giro-Konto

Telegr.-Adr.: „Goldertz“, Fernsprecher: Amt I, No. 9511, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Geschäfts-jahr	Dividenden		Name	Nachfrage	Angebot
		Vork.	Letzte			
1 200 000	1. 4.	—	0	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	100	102
100 000	1. 1.	0	5	Central-Afrikanische Seeressortgesellschaft	100	102
2 000 000	1. 10.	6	5	Chocolé Plantagen-Gesellschaft	50	—
400 000	1. 1.	0	7	Deutsche Agaven-Gesellschaft	129	134
2 000 000	1. 4.	0	20	Deutsche Colonialgesellschaft I Südwestafrika	185	190
1 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	80	—
1 000 000	1. 5.	0	1	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	105
6721 000	1. 1.	2 1/2	3 1/2	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	59	105
		5	5	Vorzugs-Anteile	100	105
2 000 000	1. 1.	0	0	Deutsche Ostafrikanisch. Plantagen-Gesellsch.	14	21
2 250 000	1. 1.	7	4	Deutsch-Westafrikanisch. Handels-Gesellsch.	—	100
4 000 000	1. 1.	0	0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin Lit. A.	—	M. 200
		0	0	Lit. B.	—	M. 15
2 000 000	1. 1.	0	10	Gesellschaft Südkamerun	125	—
2 000 000	1. 10.	0	0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	35
1 200 000	1. 1.	15	15	Jaluit Plantagen-Gesellschaft	295	—
—	1. 1.	—	—	Kameruner Kautschuk-Compagnie	—	100
1 000 000	1. 1.	0	0	„Meanja“ Kautschuk-Plantagen-Gesellsch.	—	84
2 000 000	1. 7.	0	0	„Moliva“ Pflanzungsgesellschaft	—	84
1 500 000	1. 1.	0	2	Ostasiatische Handelsgesellschaft	68	—
2 000 000	1. 10.	5	6	Plantagen-Gesellschaft Concepcion	—	94
1 500 000	1. 1.	0	0	Rheinische Handel. Plantagen-Gesellschaft	—	42
800 000	1. 1.	0	0	Safata Samoa-Gesellschaft	—	102
1 011 200	1. 1.	0	0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	29	33
		0	0	Vorz.-Aktien	50	—
2 100 000	1. 1.	—	—	Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft	—	—
		0	0	„Bibundi“	68	—
		0	0	Vorzugs-Aktien	98	102
4 500 000	1. 1.	6	0	Westafrik. Pflanzungs-Gesellsch. „Victoria“	30	36
1 800 000	1. 1.	0	0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	40	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit.

Für gefäll. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwilligst kostenlos erteilt.

Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, den 26./4. **Der Gott der Rache**Sonnabend, d. 27./4. **Das Wintermärchen**Sonntag, den 28./4. **Der Revisor**Montag, d. 29./4. **Der Kaufmann v. Venedig**

Kammerspiele.

Freitag, den 26. u. Sonntag, den 28./4. 8 U.

Aglavaine u. Selysette

Sonnabend, den 27. u. Montag, den 29./4. 8 U.

Frühlings Erwachen

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Thalia-Theater

Täglich Abends 8 Uhr

Wo die Liebe hinfällt.

Sontag, den 28./4. Nachm. 7 $\frac{1}{2}$ U. Charleys Tante.

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr

Die Häsche Wittwe.

Gastsp. des Hamburger Operetten-Theaters. (Director Monti).

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Bis auf Weiteres täglich:

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt. Liebau.

Freitag, d. 26./4. 8 U. Zar u. Zimmermann.

Sonnab., d. 27./4. 8 U. Premiere Stradella.

Sonntag, d. 28./4. 8 U. Der Mikado.

Montag, d. 29./4. 8 U. Der Barbier v. Sevilla

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holsaender.

Bender. Massary.

Josephl. Giampietro.

Phila Wolff.

Cabaret. Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Für Magen-, Darm-, Zucker-Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borst. 9

Wein- Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.

Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

Insertionspreis für die 1 Spa itige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz.
Freitag, d. 26. u. Sonntag, d. 28./4. 7 1/2 U.

Alt Heidelberg

Sonnab., d. 27./4. 8 U. Herthas Hochzeit
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters

Jeden Sonntag Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Gastspiel des Theater des Westens.

Freitag, den 26./4. 8 U. **Don Juan**

Gastspiel v. d'Andrade L.

Sonntag, d. 28./4. 8 U. in **Rigoletto.**

Sonnab., d. 27./4. 8 U. Neugierige Frauen

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.

Gastspiel d. Wiener Bürgertheater.

Freitag, d. 26./4. 8 U. **'s Katherl.**

Sonnabend, d. 27./4. **Heimkehr**

8 U. Premiere

Sonntag, d. 28./4. 8 U. **Heimkehr**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich: Abends 8 Uhr.

Husarenfieber

Sonntag, den 28./4. Nachm. 3 Uhr.

Unsere Käte.

Schöckethal

b. Cassel. Hever. Lorenz. L. u. m. St. Erlage.
Walden. Prov. H. H. And. Cassel. Br. 113 u. m. 1611+1.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauten Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Kurhaus von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen

für chronische Verdauungsstörungen

Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**

nach wissenschaftlichen Methoden.

Prospekte auf Wunsch.

Villa Olga, Bad Kissingen.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u. Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
 Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875
 Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.
 Gesamtversicherungsstand: 7.000 Versicherungen.
 Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
 Prospekte und Versicherungsbedingungen,
 sowie Antragsformulare kostenfrei.
 Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Vertreter
überall gesucht.



GERBODE'S
 wirklich hervorragende, feine Qualitäts-Cigarren
Sumatra-Sortiment „Deli“

Perfectos	M. 7.— p. hundert	} je 70 Stck. dieser 4 Sorten M. 17.— franco.
Couch Elegantes	8.—	
Margaritas	9.—	
Excelsiores	10.—	

Carl Gerbode, Berlin C31.
 Spittelmarkt 11.-Etage. Telefon Amt I, 4916.

Stammbau Glessen. Lieferant höchster Hofhaltungen.

Sanatorium Schloss Niederlössnitz

Frühjahrskuren. Station Kötzschenbroda Dresden. Mildes Klima. Physik.-diätet. Behandl. nach Dr. Lahmann bei Nerven-, Herz-, Frauen-, Magen-, Darm-, Nierenleiden, Zuckerkr., Fettsucht, Rheuma, Gicht, Asthma. Prosp. frei d. die Direction E. Röhre.

Wie erwirbt man

sich eine gute Lebensstellung gleichgültig welchem Stande oder Berufe man angehört? Dadurch, dass man ein Bedeutendes mehr leisten kann, als seine auf gleicher Stufe stehenden Berufsgenossen. Und wie kann man mehr leisten? Indem man seine Fähigkeiten bis zur höchsten Vollendung ausbildet, so dass man schnell erfasst, schnell und sicher urteilt und energisch und ausdauernd dem Endziele zustrebt. Den besten Weg hierzu zeigt Ihnen **Poehlmann's Gedächtnislehre**. Hören Sie, was ihre Anhänger sagen: Durch Ihre Lehre wurde ich ein neuer Mensch; jetzt erst weiss ich, wie man denken und lernen soll. S. A. Ich verdanke dem grössten Teil meiner Erfolge und Kenntnisse im praktischen Leben Ihrer Gedächtnislehre. B. M. Die verblüffende Einmaligkeit des Ganzen hebe ich besonders hervor. J. H. Wie viel Freude und Energie schafft doch das Studium Ihrer Lehre. K. A. B. Ich kann mir keinen Beruf denken, dem diese Lehre nicht nützen sollte. H. H. Vermittels Ihrer grossartigen Lehre gelang es mir in $\frac{1}{2}$ Jahren die Vorbereitung zum wissenschaftlichen L.-Examen zu bewältigen, wozu gewöhnlich 2—3 Jahre gebraucht werden. E. Sch. Jede Seite birgt einen grossen Schatz. Belehrende, unterhaltende, die Gesundheit des Leibes und der Seele fördernde Gedanken leuchten überall hervor. P. K. Man fühlt sich zu geistigen Leistungen angeregt, an die man sich sonst nicht wagen würde. E. B. Ich verwende Ihre Lehre jetzt bei jedem Schritt und Tritt. Dr. E. S. **Poehlmann's Gedächtnislehre** u. **Poehlmann's pädagogischer Mehrfarbendruck** erhielten auf der internationalen Ausstellung Florenz 1907 den

Grand Prix

und die Goldene Medaille. Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von **L. Poehlmann, Prannerstrasse 13, München E. 7.**

Ermahnung.

**Gebt Euren Mädels und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist kössiges frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder. Nervöse, Genesende. Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben 18.

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.
Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

HOTEL MOHRENHOF

Friedrichstrasse 66 BERLIN W. 8 Ecke Mohrenstrasse

In nächst. Nähe d. Königl. Theater, d. Königl. Schlosses, d. Museen u. Sehenswürdigkeiten.

Zentralste Lage Berlins

Neu erbautes Hotel ersten Ranges

Bäder im Hause.

70 komfortabel eingerichtete Zimmer v. 3,— Mark an.

Aufmerksamste Bedienung — Zivile Preise

Zentral-Heizung und elektrische Beleuchtung

Personen-Aufzug nach allen Etagen

Besitzer: A. Gilfert

Der Prachtbau des neuen

Moulin rouge

No. 63. Jäger-Strasse Nr. 63.

Reunions:

Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend.

eröffnet.

Einzig dastehendes Ball-Etablissement
der Welt.



Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen,

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Fussschweiss auch Hand- und Achselschweiss
 sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(essenz. gesch.) ganz unschädlich. Frankenzusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Licht einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Kneippkur in Wörishofen.

Broschüre über das Wesen der Kneippkur u. Kurverhältnis kostenlos durch den Kurverein.

In 2. Auflage erschienen soeben:
Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf
Sexuelle Faktoren.

Von H. R a u.

Mit 22 Illustrationen 4 M., Gebund. 5/2 M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen:

Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. E. Laurent übers. v. Doleroso,
 6. Aufl. 3 M., Geb. 6 M.

Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.
 Von Dr. E. Laurent.

360 Seiten br. 7/2 M., Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Schriftsteller

Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Tragt teil- die Kosten. Aeuoa. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205 an Hansen-stein & Vogler A-G, Leipzig.

Frühjahrskuren



Oberwald
 b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
 auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. illustrierte Prospekt frei.

Waldpark-Sanatorium Blasewitz bei Dresden.

Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

3 Spezialärzte. — Winterkuren.

Sämtl. mod. Kurmittel. Aller Comfort. Prosp. Bes.: Dr. Fischer.

Kuranstalt

Prüchtige Lage, Alpenpanorama, Erstklass., Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtg. Für Erholungsbedürftige, Innere- und Nervenkrankte.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.
 Chiffre: Dr. Wiszviński.

bei München
 im Bartal.

Ebenhausen

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrankte**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

OPEL

Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601
medicinish
bekannt.

Aerztlich empfohlen bei
Erkrankungen der
Atemungsorgane, Magen- und
Darmkatarrh, Leberkrankheiten,
Nieren- und Blasenleiden,
Gicht und Diabetes.

Versand
der Herzoglichen
Mineralwasser
von Ober-Salzbrunn.



Furbach & Striebold
Bad Salzbrunn V/Schl.

Wer langweilt sich?

Schriftsteller, der viel erlebt u. gesehen hat,
ist zu interessant. Beilwechsell erbtig (auch
franz.) geg. Vergütg Off. unt. „Marquis 9133“
(1909) an die Exp. d. Zukunft, Berlin SW. 48.

Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn.
Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit.
Man kennt nur sein „Alles fließet.“ Vielleicht ist
der Stammvater alles Evolutionismus. Vielen im
deutschem Gewande lieb. — Preis 60 Pf.
Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn).

Teppiche

Preise ab 200 Mark, 400, 600, 800, 1000, 1200, 1500
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, 158
Oranienstr.
Katalog (600 Bltr.)
grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.
Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die
Schöpfungsgeschichte. Kollege Bismarck.

Gips. Genosse Schmalfeld. P.
Russe. Der Fall Klausner. Die
Leo. Der heilige Rock. Das ge-
Horn. Der korsische Parvenu.
heilige O'Shea. Nicša und
Mahadd. Die ungehaltene Rede
Mark Fünzig. Trüffelpurée.
Gelzweig. Sommerfeld's Räch-
prema lex. Wie schätze ich mich.
Inhalt vom II. Band: Bei Bis-
o. D. Lessings Doublette. Mappa
Der Fall Apostata. Gekrönte
Die romanische Schule. Menue
Ma-Thasian. M. d. R. Eroica. Der
Barrabas. Sem. Dynamistik. De-
Bund. Kirchenvater Strindberg.
Enteich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant bro-
Zu beziehen durch alle Buchhandl.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I. Concordiaplatz 4.

liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Behandlung und Heilung von

Angst

Nervosität, Neurasthenie u. Gemütsleiden

v. Dr. Adalbert St. Phar.

Preis geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—
Webels Verlag, Leipzig-Brühl 41.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m.

Berlin, Wilhelmstrasse 70B. Telegr.-Adr. Special
Telefon Amt 1, 3616, 90

An- u. Verkauf von Actien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteil
G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für p
Kolonialwerte. Ausführl. Kurszettel u. Auskünfte stehen Intressent. kostenl. zur Ve

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Meiningen

Sanatorium für Nervenkranken und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienganschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren, Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Bad

Gebirgsstuf-Kurort ersten Ranges mit 120 km Waldpromenaden, 38 000 Personen Frequenz. Bekanntes Solbad, natürl. Sole 6 $\frac{1}{2}$ ‰, Krodol- (Kochsalz)-Trinkquelle in Wirkung ähnlich Kissingen, Gebirgsquellwasserleitung.

Illust. Prospekt, Wohnungsverzeichnis m. allen Preisen, Ortsplan und Eisenbahnfahrplan kostenfrei vom Herzogl. Badekommissariat.

Harzburg.

Berlin-Neuroder Kunstanstalten

Aktiengesellschaft zu Berlin.

2 000 000 Mark als Vorzugsaktien
bezeichnete Stammaktien

Berlin - Neuroder Kunstanstalten Aktiengesellschaft zu Berlin
sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im April 1907.

A. Ephraim.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 58. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Eines der gelesenen Bücher

ist jetzt der Roman von **Robert Sander**.

„**Und über uns leuchtende Sterne**“

Beachten Sie Prospekt

am Schlusse dieses Heftes mit vielen glänzenden Pressarbeiten.

Geschäftliche Mitteilungen.

Leonino da Zara auf „Züst“ wird Erster seiner Kategorie im „Kilomètre Lancé“ von Verona mit 34 $\frac{1}{2}$ %, gleich 104,60 Stunden-Kilometer. Die Marke „Züst“ hält damit gleichzeitig den Kilometerrekord vor sämtlichen beteiligten Tourenwagen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke
500,— M. compl.

mit Benzol

50% Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umschlag.

Ing. Otto Pope, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.

Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marcinowski.

Mittelmeerfahrt der Deutschen Touristen-Vereinig.

Basel ab 10. Juli — Marseille, Algier, Tunis, Taormina, Palermo, Capri, Neapel, Pompeji, Sorrent.

Rom, Ajaccio, Nizza, Basel. — Grosser Sonderdampfer. — Deutsche Küche u. Bedienung. — Gesamtpreis 385 Mk. Prosp. d. P. A. Wagner, Waldenburg i. Schles. Vors. d. D. T.-V.

**ZÜST**

der erste Tourenwagen der Welt!

Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unserm 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

Fabriken
MAILAND und INTRA

Gegründet 1849

Kapital und Reserven
ca. 5 000 000 L.BERLIN NW.
Unter den Linden 42.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Martin van Mack

La grande danse macabre
des vifs. 2 Mappen mit je 11 Radierungen
à la Repp. à Mappe M. 30.-.

Seltene Bücher und Bilder.

Zusendung porto- u. zollfrei. Prosp. gratis.
Ch. Corday, 49 z. rue Msr. Le Prince, Paris.

Briefmarken Zeitung gratis, Ankauf
von Sammlungen
Philipp Kosack, Berlin, Burgstr. 12.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gericht. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 79.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

f. Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankenanzahl“

Sieben ist
erschienen:

Afrikanischer Lorbeer

Ein Kolonialroman von Alfred Funke

550 S. 4. u. 5. Tausend. Brosch. M. 4.-, gebunden M. 5.-

„Ein Kolonialroman, der kaum unerwartet kommt, ein Buch, das unzweifelhaft ein Ereignis werden wird. Der Leser wird sich sehr schnell klar darüber, dass es sich in diesem Roman nur in begleitender Absicht um ein Kunstwerk handeln soll, obwohl die Arbeit dichterische Schönheiten und Feinheiten die Fülle hat und darin kaum hinter Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ zurücksteht. Der Roman wird unzweifelhaft aufklärend auf die öffentliche Meinung wirken.“ *Dische Tagesztg.* u. 16. 4. 07.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Vita, Deutsches Verlagshaus Berlin NW 52.

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch. Preis M. 1.20. Postal. Ob Bücher
gratis. R. Osthmann, Konstanz No. 616.



Elektr. Kuren

wirksamer

als alle anderen Kuren.

Grossart. Erfolg. Selbst-

behandl. Apparate durch

mich z. bez. Prosp. gratis.
J. G. Brockmann
Dresden, Meissnerstr. 6.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe
haben zum Idealziel: dem Gemüt einen in-
timen Reiz einzufliessen, das persönliche
Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-
methode, psycho-graphologische Praxis seit
1880. Auf Erfolge Anträge kostenlos:
seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für
die Beschreibung ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Im herrlichen Zackental!

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerihtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dir. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Mückerstr. 115.

Henkell Trocken

